

Tristan Brenn, der sechste und sechstbeste SRF-Chefredaktor

Nummer 28 – 13. Juli 2023 – 91. Jahrgang
Fr. 9.–(inkl. MwSt.) – Euro 7.40

DIE WELTWOCHEN



Die Superschweizer

Zum Glück gibt's die Tessiner.
Hubert Mooser und Andreas Z'Graggen

Europa braucht China


Sonst verpasst es den Anschluss. *David P. Goldman und Uwe Parpart*

Zauberer und Taschenspieler

Wie ich den Glauben an die etablierten Medien verlor.
Helmut Scheben

Klima-Wunder USA
Was wir von Amerika
lernen können

4 194470 007406 28



**A Plus findet,
wie die Weltwoche auch,
was unter den Teppich
gekehrt wurde!**



PLUS
REINIGUNGEN



PLUS
HAUSWARTUNG
GARTENUNTERHALT



PLUS
BODENPFLEGE



PLUS
AUTOPFLEGE

Ihre Profis für:

- Unterhaltsreinigung Büro/Gewerbe
- Fassadenreinigung
- Hauswartung & Gartenpflege
- Parkett- und Natursteinpflege
- Autopflege

A Plus Reinigungen AG, Zürichstrasse 66A, 8340 Hinwil, aplus.ch, 0844 802 166

Zurück zum Frieden

Der menschliche Verstand vermag den Zusammenhang der Ursachen aller Erscheinungen nicht zu begreifen, aber der Trieb, diese Ursachen zu erforschen, schlummert in des Menschen Seele.

Leo Tolstoi, «Krieg und Frieden»

Die Sonne brennt. In Zürich feiern über zwei Millionen Menschen. Gleichzeitig haben wir einen Krieg in der Ukraine. Vermutlich ist es heute am vernünftigsten, sich dem Wahnsinn der Politik in der Party zu entziehen. Das ist nicht nur eine Pointe. Oft ist es so, dass die Leute, die sich damit beschäftigen, ihren überschaubaren Alltag zu meistern, dem Allgemeinwohl nützlicher sind als alle anderen, die das Weltgeschehen krampfhaft in eine bestimmte Richtung lenken wollen.

Das ist übrigens einer der zentralen Gedanken in Leo Tolstois Monumentalwerk «Krieg und Frieden». Der Mensch ist nicht in der Lage, die Gesamtheit aller Ursachen eines bestimmten historischen Geschehens zu überblicken, also sollte er auch nicht so tun. Sein beschränkter Verstand forscht zwar fieberhaft nach Ursachen, bleibt dann aber meistens am Nahelegendsten und für ihn Verlockendsten hängen. Deshalb sollten wir unserem Urteil immer misstrauen. Vielleicht liegen wir falsch. Demut statt Überheblichkeit.

Heute wollen sie uns einreden, dass der Krieg in der Ukraine nur eine Ursache habe: Putin, die Verkörperung des Bösen. Umgekehrt gilt: Wenn Putin weg ist, kommt alles gut. Diese erstaunlich primitive und leicht zu widerlegende Theorie ist die Grundlage unserer Aussenpolitik. Deshalb liefern die Amerikaner, weil ihnen die regulären Granaten ausgehen, bereits Streubomben an Selenskyj. Wo bleibt hier eigentlich der Aufschrei der Linken und Grünen, die sich früher immer für die Ächtung dieser schrecklichen, auch Kinder zerfetzenden Waffe eingesetzt haben?

Aber auch die Schweiz ringt mit sich selbst. Die Neutralität ist nicht mehr selbstverständlich. Fast täglich reiten die Medien, allen voran die *Neue Zürcher Zeitung*, Kampagnen gegen die schweizerische Tradition der friedlichen Nicht-einmischung, des konsequenten Verzichts auf Parteinahme. Doch die Verwirrung ist gross, denn die Neutralitätsbestatter reden sich ein,

die Schweiz sei auch dann noch neutral, wenn sie bei der Nato mitmache und Selenskyj Waffen schicke. Hier braucht es Klärung. Erfreulich immerhin, dass bei uns so leidenschaftlich darüber gestritten wird.

Viel vernagelter und verkachelter ist die Lage im grössten und wichtigsten EU-Staat, in Deutschland. Die Regierung duckt sich im Windschatten der Amerikaner. Wie eine Bleiplatte drückt der Moralismus. Viele trauen sich gar nicht, ihre Meinung zu sagen. Hinter vorgehaltener Hand hört man viel Skepsis gegenüber dem aussenpolitischen Kurs. Die Medien aber mauern, Meinungs beton überall. Als der

Die Hitze moralischer Empörung mag vorübergehend wärmen, aber sie ist ein schlechter Kompass.

eminente Diplomat Wolfgang Ischinger kürzlich laut über konkrete Massnahmen zu einem Waffenstillstand nachdachte, tobte ihm ein Sturm entgegen.

Doch die fürchterliche Meinungswut der deutschen Rechthaber und Bescheidwiser ist kein Zeichen der Stärke. Im Gegenteil. Den meisten ist klar, dass wir über diesen Krieg hinausdenken müssen. Wie beenden wir das Gemetzel? Wie kann der Ukraine wirklich geholfen werden? Wie binden wir Russland wieder ein? Die Hoffnung, Putin lasse sich wegbomben oder kaputtsanktionieren, erfüllte sich nicht. Vielen EU-Bürgern dämmert erst der drohende Abgrund einer ukrainischen EU-Mitgliedschaft. Was viele noch nicht wissen: Ein Beitritt würde alle EU-Mitglieder inklusive Griechenland automatisch zu Nettozahlern für Selenskyjs Regime machen.

Die Vernunft kehrt zurück. Langsam, aber sicher. Wenn Wirklichkeit und Ideologie zusammenprallen, gewinnt die Wirklichkeit. US-Präsident Biden steht beim Nato-Gipfel auf die Bremse. Die Ukraine sei noch nicht bereit, es gebe Zweifel an Selenskyjs Demokratie. Auch anderswo verfliegen die Illusionen. In Deutschland entzaubern sich gerade die Grünen. Die verteuflerte AfD legt in Umfragen zu. Immer mehr Deutsche haben die Nase voll von ge-

schniegelten Talkshow-Strebern. Sie setzen mehr Hoffnung auf die schrill verleumdete «Populisten» in schlechtsitzenden Anzügen, aber mit ordentlicher Berufsausbildung. Weniger Schein, mehr Sein. Mal sehen.

Früher oder später wird mit Blick auf den Ukraine-Konflikt der Realismus siegen. Die landläufigen Behauptungen und Theorien greifen zu kurz, viel zu kurz. Dieser Krieg hat eine lange Vorgeschichte. Vielleicht begann sie vor hundert Jahren, als Lenin die Ukraine als künstliches Bollwerk gegen die Moskauer Nationalisten aus dem russischen Riesenreich herausbrach. Möglicherweise gaben die Amerikaner mit der für die Russen demütigenden Nato-Ostausdehnung den Anstoss. Oder war es Putin, der beim Einmarsch überheblich auf die Schwäche des «woken» Westens spekulierete?

Die Antwort lautet: Alles von dem und noch viel mehr. Fehl gehen Versuche, die Gesamtheit aller Ursachen auf nur eine einzudampfen. Historische Prozesse ergeben sich aus der Summe ungezählter Kräfte und Gegenkräfte, auf die selbst der mächtigste Diktator Rücksicht nehmen muss. Die Putins, die Napoleons oder Cäsars, die Giganten, die Helden und Antihelden der Geschichte reiten auf Tigern, sind Getriebene eher als Treiber, Gelenkte eher als Lenker.

Das ist kein Freibrief und kein Freispruch. Es ist einfach die tröstliche Einsicht, dass wir am Ende gemeinsam in der Sauce sitzen, in die wir uns gemeinsam hineingeritten haben. Die Hitze moralischer Empörung mag vorübergehend wärmen, aber sie ist ein schlechter Kompass. Verständnis ist besser – und die Einsicht, dass unsere Irrtümer genauso gross sein können wie die unserer angeblichen Feinde.

Wie meistens rettet uns das christliche Denken vor uns selbst: Irren ist menschlich. Wir alle sind zu den himmeltraurigsten Schandtaten in der Lage, aber wir dürfen nie vergessen: In jedem Putin steckt ein Mensch. Selbstverständlich. Wir haben es auf der Erde nicht mit Teufeln oder Heiligen zu tun, sondern mit Menschen, die für sich die genauso erhabenen Motive in Anspruch nehmen wie wir. Frieden beginnt damit, dass man miteinander redet. Und jedes Gespräch setzt die Bereitschaft voraus, dass der andere recht haben könnte. R. K.

Europa braucht China, Graubünden verschandelt sich, Formtest der Parteien, Tristan Brenn in der Reihe seiner Vorgänger, Gesamtkunstwerk Tour de France, Andreas Z'Graggen würdigt Uris Rolle bei der Schweizwerdung des Tessins

Die USA drängen die Europäer unter Verweis auf den Ukraine-Krieg dazu, sich wirtschaftlich von ihrem mächtigsten Handelspartner – China – abzukoppeln. Washington bezeichnet die Volksrepublik als gefährliche imperialistische Macht und argumentiert, dass Taiwan ein ähnliches Schicksal erleiden könnte wie die Ukraine. Jedwede Abhängigkeit von chinesischer Technologie sei daher inakzeptabel, vor allem wenn es um Marktführer wie Huawei geht, dessen Produkte angeblich Instrumente für Spionage, sogar Sabotage seien. Das grösste Risiko für die Europäer wäre es jedoch, den Anschluss an die Vierte Industrielle Revolution zu verlieren, argumentieren David Goldman und Uwe Parpart. In ihrem Essay zeigen die Asien-Experten auf, was für Europa auf dem Spiel steht. **Seite 18**

Der Kanton Graubünden ist berühmt für seine Landschaften. Damit könnte es bald vorbei sein. Der Regierungsrat will 25 grossflächige Windparkzonen erstellen – mitten in den schönsten Tourismusgebieten. Die Bevölkerung und die Gemeinden haben praktisch nichts mehr zu sagen und werden entmachtet. Der Kanton sieht sich in der Rolle eines Pioniers beim Ausbau der Windkraft – man könne darin aber auch ein abschreckendes Beispiel dafür sehen, wie im Zuge des Klimawahns die ausgehebelt wird. **Seite 20**

Am 22. Oktober finden nationale Wahlen statt. Von Abstimmungsfieber ist im Bundeshaus wenig zu spüren. Wer kann, hat sich in die Ferien verabschiedet. Es herrscht Ruhe vor dem



Frankreich lebt: Heldenfahrt Tour de France.

Sturm. Der Urnengang im Herbst verspricht Spannung: Plötzlich scheint es möglich, dass sich FDP und Mitte ein Kopf-an-Kopf Rennen um den Platz der drittstärksten Partei des Landes liefern können. Die *Weltwoche* hat bei den Parteien einen Formtest unternommen und zeigt, welche Persönlichkeiten in den vergangenen vier Jahren zu den Verlierern und wer zu den Gewinnern zählt. **Seite 22**

Sechs Chefredaktoren hatte das Schweizer Fernsehen bis heute, angefangen mit Erich Gysling im Jahr 1985. Unser Medienkolumnist Kurt W. Zimmermann ist mit allen sechs per du und hat mit einigen von ihnen auch zusammengearbeitet. Heute zieht er Bilanz. Am kritischsten springt Zimmermann dabei mit dem aktuellen Chefredaktor Tristan Brenn um. Er vermisst bei ihm den Willen zur journalistischen Qualitätssteigerung und damit zur kritischen Hinterfragung der eigenen Arbeit, der seine Vorgänger noch angetrieben hatte. **Seite 38**

Jeden Sommer zelebriert Frankreich drei Wochen lang seine Geschichte und Geografie. Die Tour de France ist eine Hymne auf spektakuläre Landschaften und unsterbliche Helden, ein Gesamtkunstwerk aus Sport, Kultur und Politik. Sie integriert das Erbe der Monarchie und die Tradition der Republik. Bei der Königsetappe in den Pyrenäen zeigte sich Präsident Macron erstmals seit den Krawallen in der Öffentlichkeit. Ordnung und Eintracht wünscht er dem Land, das den Bürgerkrieg fürchtet. **Seite 46**

Ohne Uri kein Tessin: Es waren die wilden kampffreudigen Männer aus dem Stier-Kanton, die im 15. Jahrhundert zäh dafür kämpften, dass der Weg zum wichtigen Mailänder Markt unter ihre Kontrolle kam. Dabei spielte der Urner Landammann Andreas von Beroldingen eine entscheidende Rolle, wie Andreas Z'Graggen schreibt. **Seite 53–58**

Ihre Weltwoche

IMPRESSUM

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Zollikerstrasse 90, Postfach, 8702 Zollikon. Die Weltwoche erscheint donnerstags.

Chefredaktor: Roger Köppel. **Anzeigenleitung:** Philip Hofmann. **Betriebsleitung:** Samuel Hofmann. **Corporate Publishing:** Florian Schwab.

Redaktion und Verlag: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, www.weltwoche.ch, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, verlag@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch

Kundenservice: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91, E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch.

Jahresabonnement Inland Fr. 346.– (inkl. MwSt.). Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.). Weitere Angebote für In- und Ausland unter www.weltwoche.ch/abo

Anzeigenverkauf: Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07, E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch. **Druck:** Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See, Mitglied der Schellenberg Gruppe AG.

Die Weltwoche wird auf **SCHWEIZER PAPIER** in der Schweiz gedruckt. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.



VIP-Angebot: «Grand Hotel Zermatterhof»

Sehnsucht nach dem Matterhorn

Haben Sie sich schon einmal von der atemberaubenden Schönheit des Matterhorns verzaubern lassen? Wenn nicht, dann haben Sie diesen Sommer die perfekte Gelegenheit dazu. Unser exklusives Angebot ermöglicht es Ihnen, die Zermatter Bergwelt in ihrer schönsten Pracht zu erleben.

Ob Sie sich für eine Gipfeltour entscheiden oder einfach die majestätische Bergkulisse geniessen möchten, das «Grand Hotel Zermatterhof» ist die perfekte Basis für unvergessliche Erlebnisse. Das geschichtsträchtige Hotel im Herzen Zermatts, in dem schon Könige, Hollywood-Prominente und Bergsteiger aus der ganzen Welt logiert haben, hat seit 1879 nichts von seinem Charme verloren. Es begeistert mit seiner erstklassigen Lage, dem persönlichen Service und der Möglichkeit, die Natur hautnah zu erleben.

Das Hotel verfügt über 69 individuell gestaltete Zimmer und Suiten mit atemberaubendem Blick auf die Walliser Alpen. Die elegante und moderne Ausstattung des Hotels garantiert Ihnen einen unvergesslichen Aufenthalt. Entspannen Sie sich in der Wellness-oase «Vita Borni Alpine Spa», die mit einem

grossen Pool, einer Saunalandschaft und privaten Behandlungsräumen ausgestattet ist.

Das «Grand Hotel Zermatterhof» überzeugt auch mit kulinarischen Erlebnissen der Extraklasse. Das Restaurant «Alpine Gourmet Prato Borni» (1 Michelin-Stern und 16 Gault-Millau-Punkte) setzt auf Walliser Produkte und überzeugt mit einem Fine-Dining-Konzept, das selbst die anspruchsvollsten Gaumen zufriedenstellen wird. Die Brasserie «Lusi» und das Käse-Stübli «Say-cheese!» überzeugen mit einer Auswahl an köstlichen Gerichten im gemütlichen Ambiente.



Platin-Club-Spezialangebot

VIP-Angebot im «Grand Hotel Zermatterhof»

Leistungen:

- 3 Übernachtungen inkl. Frühstücksbüffet
- Bahnhof-Hotel-Transfer
- Spa-Zutritt

Spezialpreis p. Pers. im DZ:

Doppelzimmer: Fr. 698.– (statt Fr. 900.–)

Suite: Fr. 1298.– (statt Fr. 1650.–)

Zuschlag für garantierten Matterhorn-Blick:

Fr. 50.– pro Nacht und Zimmer

Einzelzimmer und Zusatznacht auf Anfrage

Gültigkeit:

Dieses limitierte Angebot ist vom 17. Juni bis 20. Oktober 2023 jeweils von Sonntag bis Freitag verfügbar. Es ist nicht kumulierbar mit anderen Angeboten. Die Kurtaxe von Fr. 4.– pro Person und Tag ist nicht inkludiert.

Buchung:

Reservieren Sie Ihr Arrangement via E-Mail über reservation@zermatterhof.ch oder Telefon 027 966 67 67.

Bitte Kennwort «Platin-Club» angeben.

Veranstalter:

«Grand Hotel Zermatterhof», 3920 Zermatt
www.zermatterhof.ch



Daddys Girl: Lily-Rose Depp. Seite 25



Verlockung des Südens: Gotthardpost. Seite 53



Parallelwelt: Little Mermaid. Seite 40

DIESE WOCHE

- 3 Editorial
- 4 Intern
- 8 Eilmeldung
Polit-Islam in der Schweizer Armee
- 9 Peter Rothenbühler Lieber Kurt Wüthrich
- 10 Tagebuch Karl Eckstein
- 11 Bern Bundeshaus Schweigen der Tauben
- 12 Zum Glück gibt's die Tessiner
Ode an die Super-Schweizer
- 14 Weisheit des Herzens
- 15 Personenkontrolle
- 15 Inside Washington
- 16 Mörgeli Patriotisch nur fürs Ausland
- 16 ETH: Fehlgriff mit Folgen
Rücktritt von Professorin Beate Jessel
- 17 Peter Bodenmann
Mehr Teuerung dank mehr Staat
- 18 An China führt kein Weg vorbei
Kraftwerk der Revolution 4.0
- 20 Graubünden versandelt sich
Windparks in Tourismusegebieten
- 21 Zähne zeigen in Hochkultur
Bayerns Hubert Aiwanger
- 22 Stimmengaranten und Auslaufmodelle
Die grossen Parteien im Formcheck
- 24 Matthias Matussek Somalia Berlin
- 25 Lily-Rose Depp Raffinierte Bestrafung
- 26 Zauberkünstler und Taschenspieler
Wie ich das Vertrauen in die Medien verlor
- 31 News Nach Bali kommt Hawaii
- 32 Klimawunderland USA
Wie Amerika Europa den Meister zeigt
- 33 Kurt W. Zimmermann
Die Platzhirsche machen nicht Platz

- 34 Tour de France Solange sie rollt,
ist Frankreich nicht verloren
- 35 News Erdogans Versprechen,
Cheblis krude AfD-Logik
- 36 Fake News aus Beamtenstuben
Auch die SVP-Bundesräte schauen weg
- 37 Anabel Schunke
Multikulti-Chaos am Eritrea-Fest
- 38 Leutschenbachs Verteidigungsminister
TV-Chefredaktor Tristan Brenn
- 40 Schöne Neue Welt
Gefährlichste Ideologie unserer Zeit
- 41 Roboter «Plant ihr eine Revolution
gegen die Menschheit?»
- 42 James Madisons vergiftetes Erbe
US-Verfassungsvater fürchtete das Volk
- 43 News Wer wagt es, die *Republik* zu retten?
- 44 Eine echte humanitäre Leistung
Asyl: Notrecht wäre nötig – und möglich
- 45 Regenbogen-Alarm Sambia-Star
schlägt deutsche Frauen-Nati
- 46 Hungersnöte im nuklearen Winter
Szenarien eines Atomkriegs
- 47 Ernstfall Verbote auf verseuchten Wiesen
- 48 Finger weg von Staatskrypto!
Risiken für Privatsphäre und Freiheit
- 49 Tamara Wernli Netflix-Desaster
- 50 Leserbrief
- 51 Nachrufe Wiktorija Amelina, Léon Gautier
- 52 Beat Gygi Klima-Show mit Nebenerwerb

GESCHICHTE: GOTTHARD

- 53 Der lange Weg nach Süden –
wie die Urner das Tessin eroberten
Der Gotthard als Schauplatz
bedeutender historischer Konflikte

LITERATUR UND KUNST

- 59 Ikone der Woche
- 60 Wie sich die Chinesen sehen
Die Furcht des «Westens» vor Peking
- 62 Bücher der Woche
- 65 Die Bibel
- 66 Tom Cruises unmöglichste Mission
James Bond ist von gestern
- 68 Fernsehen Markus Lanz
- 68 Ausstellung Sylvie Fleury
- 69 Alben für die Ewigkeit
Jerry Lee Lewis
- 70 Pop Robby Krieger
- 71 Klassik
Marc-Antoine Charpentier
- 71 Jazz Robin McKelle

LEBEN HEUTE

- 72 Wunderbare Welt
- 72 Unten durch
- 73 Sex Hoherogene Zone
- 74 Thiel Grüne Politik
- 74 Häuser
- 76 Bei den Leuten
Weltwoche-Open in Andermatt
- 78 Essen
- 78 Wein
- 79 Auto
- 79 Objekt der Woche
- 80 Zeitzeichen
- 81 Auf ein Glas Champagner mit ...
Christa Rigozzi
- 82 Das indiskrete Interview Irina Beller



DIE WELTWOCH

Weltwoche Digital

Vielen Dank für Ihre Treue!

weltwoche.ch



Polit-Islam in der Schweizer Armee

Hauptmann Muris Begovic amtiert als erster muslimischer Armeeseelsorger. Im zivilen Alltag zeigt er wenig Berührungsängste gegenüber radikalen Predigern.

Christoph Mörgeli

Er betrat die Bühne seines Wirkens als Armeeseelsorger mit einem Paukenschlag: Hauptmann Muris Begovic kniete neben der Bataillonsfahne, während sich hinter ihm sechzehn muslimische Wehrmänner gegen Mekka verneigten. Die Szene geschah zu Beginn des islamischen Opferfestes im Beisein von Kameraden in militärischer Formation. Das wirkungsmächtige Gebet beim Schützenbataillon 6



«Religiöser Friede»: Gottesmann Begovic.

sollte zeigen: Die muslimische Minderheit und deren Glaube können problemlos in den Militärdienst integriert werden.

Märtyrertod fürs Vaterland

Autorin Saïda Keller-Messahli sieht es kritischer: «Im Islam wird in der Moschee oder in der Wohnung gebetet. Ein solches Gebet im öffentlichen Raum unter freiem Himmel hat wenig mit Spiritualität, aber viel mit Politik zu tun.» Die bekannte Islamkritikerin sieht im so zelebrierten Gebet einen «triumphierenden Gestus», der die politische Botschaft vermitteln soll: «Seht her, wir leben unseren Glauben im öffentlichen

Raum, und ihr könnt nichts dagegen tun.» Solche Bilder würden in der Folge rasch auch auf dem Balkan die Runde machen. Tatsächlich haben albanischsprachige Medien das Ereignis inklusive Illustrationen bereits breitgewalzt.

Ähnlich kritisch äussert sich die Berliner Rechtsanwältin Seyran Ates, Trägerin zweier Bundesverdienstkreuze und Mitbegründerin der liberalen Ibn-Rushd-Goethe-Moschee: «Wenn ich mich nicht täusche, dann werden christliche oder jüdische Gebete in der Schweizer Armee nicht in der Masse öffentlich durchgeführt. Es schockiert mich, dass Soldaten ihre Religion derart in den Vorder-

«Als Muslime müssen wir eine Gewissheit haben, nämlich, dass der Islam triumphieren wird.»

grund und zur Schau stellen. Sinn und Zweck einer Armee ist meines Erachtens, das Land, die Heimat, das Volk zu schützen. Der objektive Betrachter sieht eine Gruppe, die sich von der anderen Gruppe absetzt. Mir machen solche Entwicklungen grosse Sorge.»

Als erster Imam der Schweizer Armee amtiert der gebürtige Bosnier Muris Begovic. Der 42-Jährige ist Geschäftsführer der Vereinigung der Islamischen Organisationen in Zürich (VIOZ). Deren Gründer war 1995 der aus Ägypten stammende Ismail Amin, der zuvor auch die Stiftung Islamische Gemeinschaft Zürich mitbegründet hatte. Deren Statuten unterzeichnete ebenfalls Mohamed Mansour, den die EU 2002 auf eine Liste von Personen gesetzt hatte, «die mit Osama Bin Laden, dem Al-Qaida-Netzwerk und den Taliban in Verbindung stehen». Weiter unterzeichnete Hassan Abu Yusuf, der der radikalen Muslimbruderschaft angehört. Präsident der Stiftung Islamische Gemeinschaft Zürich ist der aus Algerien stammende Physiker Abdelouahab Dehbi, der sagt: «Als Muslime müssen wir eine Gewissheit haben, nämlich, dass der Islam triumphieren wird. Der Triumph des Islam wird nach den unveränderlichen Regeln (Sunan) erfolgen, die von Allah herausgegeben wurden.»

Der erste islamische Armeeseelsorger Muris Begovic dürfte genau wissen, dass die meisten bosnischstämmigen Imame der Schweiz der islamistischen Muslimbruderschaft verbunden sind. Er bekundet kaum Berührungsängste mit entsprechenden Imamen, die Teil seiner Vereinigung VIOZ sind und gerne radikale Prediger aus dem Ausland einladen. So tritt Begovic etwa gemeinsam mit Bashkim Aliu auf. Der *Tages-Anzeiger* hat aufgezeigt, dass der Imam von Wetzikon den Märtyrertod fürs Vaterland feiere, «wie die Helden der UCK, die ihr Leben für das Kosovo hingegeben haben». Ferit Zeqiri, Imam von Regensdorf, stellt den Islam als beständiges Opfer dar. Auch Imam Nebi Rexhepi von Zürich Altstetten ist Organisator von Konferenzen mit salafistischen, ultrakonservativen Kollegen aus Mazedonien und dem Kosovo. Ebenso predigten in Wallisellen und Bülach extremistische Salafisten. Kritikerin Saïda Keller-Messahli meint: «Muris Begovic deckt viele radikale Imame, die Mitglieder seiner Vereinigung sind.»

Jacqueline Fehrs Vertrauen

Dennoch genießt die kantonale Dachorganisation dieser Moscheen mit dem Geschäftsführer und Armeeseelsorger Muris Begovic das volle Vertrauen der zuständigen Regierungsrätin Jacqueline Fehr (SP). Sie hat Saïda Keller-Messahli die kritischen Dschihadismus-Kurse für das Strafvollzugspersonal entzogen, besorgte dafür eine halbe Million Franken aus dem Lotteriefonds für den Aufbau einer muslimischen Notfallseelsorge. Das entsprechende Kursdiplom nahm laut *20 Minuten* in Ganzkörperverschleierung auch eine Aktivistin des umstrittenen Islamischen Zentralrats Schweiz entgegen. Als Verantwortlicher für das Projekt zeichnete Muris Begovic, erster Imam der Schweizer Armee. Er war für die *Weltwoche* nicht erreichbar, äussert sich aber zu seiner Funktion so: «Mit meinem Dienst möchte ich der Gesellschaft auch etwas zurückgeben und mit meinem Dienst zum religiösen Frieden, gegenseitigen Verständnis, dem Dialog und der Einheit in der Vielfalt beitragen.»

Lieber Kurt Wüthrich

Schön von Ihnen, aber völlig überflüssig. Sie haben sich für Ihre Aussage beim traditionellen Treffen der Nobelpreisträger in Lindau entschuldigt. Sie hatten gesagt: «Als männlicher Wissenschaftler habe ich ein Gefühl der Diskriminierung in dem Klima, in dem diese Tagung stattfindet.» Der Spruch hat natürlich für Aufregung gesorgt. Darum haben Sie erklärt, den Begriff «diskriminiert» zu gebrauchen, sei falsch gewesen.

Pardon, aber diese Entschuldigung war unnötig. Wenn Sie ein Gefühl der Diskriminierung hatten, haben Sie das nicht erfunden. Dann dürfen Sie dieses «Gefühl» auch erwähnen. Gerade heute, wo jede sich diskriminiert fühlende Mimose sofort Schutz in Anspruch nimmt.

Aber eben, ein alter weisser Mann wie Sie hat die Klappe zu halten, oder er erntet das Geschrei der Woke-Erinnyen. So wie in Lindau, wo Sie auch bedauerten, «dass der Fokus dermassen



Pardon, diese Entschuldigung war unnötig:
Nobelpreisträger Wüthrich.

auf Diversität und Inklusion gelegt wurde, dass Gespräche über Wissenschaft in den Hintergrund traten». Eigentlich hätten Sie gleich noch eins draufhauen sollen, wegen des peinlichen Theaters um das Gruppenfoto, wo die fünf anwesenden Nobelpreisträgerinnen in einer Reihe vor allen andern stehen mussten, statt sich frei

unter die Gruppe von Nobelpreisträgern und jungen Wissenschaftlern zu mischen.

Peinlich, gerade für die Nobelpreisträgerinnen selbst, die ja keine verschuppten *Huscheli* sind und sich deshalb zuerst gegen diese Anordnung gewehrt haben. Eigentlich taten Sie nichts anderes, als die deutsche Nobelpreisträgerin Christiane Nüsslein-Volhard zu zitieren, eine Biologin, die junge Wissenschaftlerinnen mit Kindern unterstützt und die Ansicht vertrat, dass Frauenförderung nicht mehr nötig sei. Das Thema erhalte zu viel Aufmerksamkeit, mit Frauenquoten sollte man vorsichtig sein, «sonst kommt es zur Männerdiskriminierung». Aha! So etwas darf man also doch noch ungestraft sagen?

Ja, aber nur, wenn man eine Frau ist.

Mit freundlichen Grüssen
Peter Rothenbühler

BARTAK



TAGEBUCH

Karl Eckstein



Streumunition, auch bekannt als Cluster-Munition, ist eine Art von Explosivwaffe, die dazu entwickelt wurde, grosse Flächen mit einer Vielzahl kleinerer Explosivkörper zu bedecken. Die Streumunition besteht aus einem Hauptkörper oder Behälter, der eine grosse Anzahl von kleineren Munitionseinheiten enthält, die als Submunitionen bezeichnet werden.

Beim Einsatz von Streumunition wird der Hauptkörper über dem Zielgebiet abgeworfen oder mit Artillerie dorthin geschossen. Sobald der Hauptkörper den Boden oder eine bestimmte Höhe erreicht hat, öffnet er sich und setzt die Submunitionen frei. Diese Submunitionen verteilen sich dann über ein weites Gebiet und explodieren entweder beim Aufprall oder nach einer bestimmten Verzögerungszeit.

Die Verwendung von Streumunition, bei der über eine grosse Fläche, je nach Zusammensetzung der Submunition, Lebewesen, Fahrzeuge und alles, was sich dort befindet, zerstört werden können, mag militärisch beim Einsatz in der Kampfzone gerechtfertigt sein.

Das grosse humanitäre Problem jedoch ist, dass – vor allem bei der älteren Munition, die jetzt geliefert werden soll – nur zirka 86 Prozent explodieren.

Etwas 14 Prozent bleiben auf der Erde vorläufig als Blindgänger wie Minen liegen: über Jahrzehnte, auch nach Friedensschluss.

Die Erfahrungen in Vietnam, Kambodscha, dem Irak und in Syrien – wo die USA Streumunition eingesetzt haben – zeigen, dass lange nach dem Krieg immer wieder Menschen Opfer einer solchen Munition werden: Wenn man darauf tritt oder sie in die Hand

nehmen will, explodiert sie. Opfer werden vorwiegend Kinder, da sie diese Metallstücke als interessante Gegenstände wie Spielzeuge aufheben wollen. Aus diesem Grunde hat man im Rahmen der Uno ein Verbot des Einsatzes von Streumunition angestrebt.

Das Übereinkommen über Streumunition von 2008, auch bekannt als Oslo-Abkommen, zielt darauf ab, die Verwendung, Produktion, Lagerung und Weitergabe von Streumunition

Wie soll Russland reagieren, wenn an die Ukraine Streumunition geliefert wird?

zu verbieten. 107 Länder haben das Abkommen unterschrieben und ratifiziert. Weder Russland noch die USA haben unterzeichnet. Russland hat Streubomben bis heute jedoch nirgendwo eingesetzt.

Ich wohne seit 1982 als Industrievertreter der Schweiz vorwiegend in Moskau. Ich habe dort einen relativ grossen Bekanntenkreis aus den verschiedensten Schichten der Bevölkerung, von Kellnern über Fabrikdirektoren und hohe Militärs bis zu Parlamentariern und Juristen aus diversen Sphären. Unter diesen Bekannten machte ich eine Umfrage, bei der ich im Wesentlichen folgende Fragen stellte: Wie soll Russland reagieren, wenn an die Ukraine Streumunition geliefert wird und diese im Kampfgebiet oder gar auf russischem Territorium eingesetzt wird? Soll Russland dann auch Streumunition über der Ukraine verteilen? Was soll Russland entweder zusätzlich oder alternativ dazu tun? Interessanterweise erhielt ich unisono von allen Befragten folgende Antwort:

«Nein, wir sind auf keinen Fall solche Unmenschen, welche unschuldige Kinder töten wollen. Umso weniger in Friedenszeiten lange nach dem Krieg. Ein Einsatz von Streumunition unsererseits darf auf keinen Fall erfolgen.» Die meisten meinten, dass die russische Armee jetzt unbedingt alle Transportkorridore, über welche Waffen in die Ukraine geliefert werden könnten, zerstören solle: alle Flugpisten, Eisenbahnknotenpunkte, Strassen und Brücken an der Landesgrenze et cetera.

Bei vielen herrscht die Meinung vor, dass Russland noch in diesem Jahr in der Ukraine zeigen werde, wer militärisch der Stärkere sei, und dann die Friedensbedingungen diktieren könne. Nach dem Krieg solle Russland einen Kriegsverbrecherprozess organisieren. Alle, die verantwortlich seien für die Lieferung und den Einsatz von Streubomben, sollten dann vor Gericht gestellt werden.

Schon heute solle Russland minutiös Buch führen über alle Personen, die in diesem Zusammenhang bekanntwürden. Verbreitet war unter meinen Bekannten die Ansicht, dass die Lieferung von verbrecherischer – durch die Uno geächteter – Streumunition durch die USA an die Ukraine für Personen im westlichen Ausland ein Augenöffner sein müsste.

Daran könnten die Transatlantiker sehen, wie zynisch brutal eine Regierung sein muss, die über Jahrzehnte hinaus vor allem unschuldigen Kindern das Leben nehmen oder sie zu Krüppeln machen wolle.

Karl Eckstein ist Rechtsanwalt in der Schweiz. Er war Honorarkonsul der Russischen Föderation und Professor für Verfassungsrecht an der Moskauer Staatsuniversität für internationale Beziehungen.

Das Schweigen der Tauben

Die USA wollen international geächtete Streumunition in die Ukraine liefern. Im Sicherheitsrat sagt die Schweizer Vertretung dazu: nichts.

Am Donnerstag, 10. März, liess die ASPV-Fraktion eine ausserordentliche Sitzung im Nationalrat traktandieren. Die Partei stützte sich auf den Vorstoss ihres Präsidenten Marco Chiesa, der vom Bundesrat verlangte, dieser solle auf eine Kandidatur für den Uno-Sicherheitsrat verzichten. Der Vorsteher des Eidgenössischen Departements für auswärtige Angelegenheiten (EDA), Bundesrat Ignazio Cassis, betete während der Debatte eine ganze Litanei an guten Taten herunter, die man künftig dank dem Sitz in diesem Gremium realisieren könne, um die Einwände der SVP zu entkräften.

«Wenn wir im Sicherheitsrat dabei sind, haben wir zusätzliche Handlungs- und Einflussmöglichkeiten für unsere Anliegen», schwärmte der Tessiner. Oder: «Wir können die Schweiz als Standort für Uno-geleitete Friedensgespräche noch unmittelbarer als bisher ins Spiel bringen.» Vom Engagement für Frieden und Sicherheit profitierten unser Land und die Welt.

EDA wiegelt ab

Vor diesem Hintergrund schrie die geplante Lieferung der international geächteten Streumunition durch die USA an die Ukraine nach einer Intervention der Schweiz im Sicherheitsrat. Doch der Bundesrat, Aussenminister Cassis und die Schweizer Uno-Botschafterin Pascale Baeriswyl verschleifen diese ideale Gelegenheit, nach all den hehren Worten den Tatbeweis ihrer Friedensmission zu erbringen.

Ist die Mitgliedschaft in dieser erlauchten Runde am Ende doch nur das Mittel zum Zweck, die Eitelkeiten einzelner Politiker und Diplomaten zu befriedigen, wie Kritiker unken?

Das EDA wiegelt ab. Botschafterin Baeriswyl sei zurzeit wegen einer Uno-Resolution zu Syrien stark gefordert. Pflichtschuldig erinnert die Medienstelle daran, dass der Einsatz von Streubomben negative Auswirkungen insbesondere auf die betroffene Zivilbevölkerung



Bedrohung für Zivilisten: Botschafterin Baeriswyl.

habe – als ob der anfragende Journalist deren Lieferung genehmigt hätte.

Wann denn die Schweiz mit dem wirklichen Exporteur, den USA, ein paar ernste Takte sprechen werde? Die Schweiz sei Vertragsstaat des

In Sachen Duckmäusertum bleiben die Schweizer Diplomaten und Politiker Weltklasse.

Übereinkommens über Streumunition (Oslo-Konvention), antwortet das EDA, und rufe alle Konfliktparteien dazu auf, diese Waffen nicht zu verwenden. Sie bringe ihre Position in den geeigneten Foren zum Ausdruck, so auch im Uno-Sicherheitsrat, wo dies noch geschehen werde. Das hört sich, höflich formuliert, nicht so an, als arbeite man hier mit Hochdruck an dem Thema.

Wozu sitzt die Schweiz eigentlich im Sicherheitsrat, wenn es ihr nicht gelingt, ein solches

Thema schleunigst auf die Tagesordnung zu setzen? Tatsächlich hätte das schon 2022 passieren müssen, als bekannt wurde, dass Russland solche Bomben in der Ukraine einsetzt, schliesslich gilt die Verwendung von Streumunition als Kriegsverbrechen. Bomben, Granaten oder Gefechtsköpfe, die nicht als Ganzes explodieren, sondern eine Vielzahl an kleineren Sprengkörpern freisetzen, wovon viele nicht explodieren, werden nämlich als Blindgänger zu einer Bedrohung für Zivilisten, wenn der Krieg einmal vorbei ist.

Wo bleiben Molina und Glättli?

Normalerweise schreien die Moralisten im Parlament, also Politiker wie SP-Nationalrat Fabian Molina oder Grünen-Präsident Balthasar Glättli, sofort Zeter und Mordio, wenn sie irgendwo eine internationale Ungerechtigkeit wittern, und fordern von der Schweiz umgehend eine Reaktion. Besonders Molinas Entrüstungspotenzial kennt keine Grenzen. Die Schandtaten des Islamischen Staats an den Jesiden, das

«verbrecherische iranische Regime», der Krieg zwischen Marokko und der Westsahara – ständig erwartet der Zürcher Linke vom Bundesrat gepfefferte Interventionen. Aber bei der Streumunition, die auch viele Kinder tötet, hört man von Molina und anderen rein gar nichts.

Immerhin gibt Mitte-Präsident Gerhard Pfister zu verstehen, dass er die Absicht der US-Regierung für einen schwerwiegenden Fehler halte. «Gerade wenn der Westen – zu Recht – gegenüber Putin den Verstoss des Völkerrechts kritisiert und die eigenen Werte Russland gegenüber verteidigen will, dann lässt sich der Einsatz von Streumunition nicht rechtfertigen», so der Zuger Nationalrat gegenüber der *Weltwoche*.

Statt von ihrem Mitspracherecht im Sicherheitsrat Gebrauch zu machen, schweigen die vorher so laut gurrenden Friedenstauben plötzlich. Eines muss man ihnen lassen: In Sachen Duckmäusertum bleiben die Schweizer Diplomaten und Politiker Weltklasse.

Zum Glück gibt's die Tessiner

Kein anderer Schweizer Kanton wird vom europäischen Ausland so bedrängt. Umso stärker betonen die Südschweizer ihre eidgenössische Identität.

Hubert Mooser

Es ist wieder so weit: Der Touring-Club Schweiz und das Bundesamt für Strassen warnen fast täglich vor den Staus am Gotthard. Die Bilder stehender Wagenkolonnen vor dem weltberühmten Strassentunnel gehören schon lange zur Sommerferienkulisse der Schweiz. Deswegen wollen Parlamentarier wie der Aargauer FDP-Nationalrat Matthias Jauslin, Simon Stadler (Mitte, UR) und Corina Gredig (GLP, ZH) am Übergang ins gelobte Ferienland Tessin bei den Reisenden eine Tunnel-Maut abbassieren.

Schweiz im Taschenformat

Nicht weniger zuverlässig als die Staus sind allerdings auch die Abwehrreflexe der Tessiner. Der landesweit bekannte Präsident des Filmfestivals von Locarno, Marco Solari, warnte im Gespräch mit Radio SRF, eine Tunnel-Maut schaffe eine Art neuen Grenzübergang zum Kanton Tessin. Im Nationalrat beklagte sich der Vertreter der Tessiner Lega, Lorenzo Quadri, in einer Interpellation darüber, dass solche Ideen darauf hinausliefen, das Tessin zu einem Kanton zweiter Klasse zu degradieren, also zu einem weniger schweizerischen als andere, zumal andere Regionen keine Abgaben für die Durchfahrt ihrer Tunneln erheben würden.

Da ist sie also wieder, diese Urangst der Südschweizer, von der Eidgenossenschaft abgehängt oder von dieser nicht als vollwertige Schweizer wahrgenommen und respektiert zu werden. Es ist, als müssten die *ticinesi* gerade in solchen Mo-

menten der Restschweiz in Erinnerung rufen, dass sie auch dazugehören.

Und wie sie das tun! «Das Tessin ist nicht ein Teil der Schweiz. Es ist die Schweiz», sagt Solari, wenn man ihn nach dem Verhältnis seines Kantons zur übrigen Schweiz befragt. «Die Geschichte, die Mythen, die politische Kultur, all das verbindet uns mit der Eidgenossenschaft und grenzt uns von Italien ab.»

Hohe Berge, malerische Seen, Finanzplatz und Tourismusindustrie – auch das schafft eine enge Beziehung zum Rest des Landes. Sogar einer Skulptur des Freiheitshelden Wilhelm Tell begegnet man beim Spaziergehen auf Luganos Seepromenade. Das Tessin ist die Schweiz im Taschenformat, auf engem Raum bietet es alles, was unser Land ausmacht.

Und wo, bitte, gibt es noch Prominente, die sich wie die Ex-Miss-Schweiz Christa Rigozzi zu sagen getrauen: «Ich bin eine stolze Schweizerin und Tessinerin.» So outete sich kürzlich

Von Chiasso ist man schneller in der Metropole Mailand als in der Kantonshauptstadt Bellinzona.

die Politologin und Unternehmerin, die nicht als Sympathisantin der SVP unter Generalverdacht steht, gegenüber dem Westschweizer Magazin *L'illustré*.

Wer aus dem Norden anreist, dem erschliessen sich die Unterschiede zu den benachbarten Italienern trotzdem nicht auf den ersten Blick. Mit den Bewohnern der angrenzenden Lombardei haben die Tessiner die Sprache, das Essen, die Kultur, das Temperament und wahrscheinlich auch die Passion für Autos und die Leichtigkeit des Seins gemein.

Es nervt die Südschweizer, wenn man sie auf Sonne und Palmen reduziert. Denn immerhin hat der Kanton ein paar geniale Bauherren hervorgebracht wie etwa Mario Botta oder Giovanni Lombardi, den Vater des früheren Ständerates Filippo Lombardi, der den ersten Gotthard-Strassentunnel plante. Beim Filmfestival von Locarno gibt sich die gesamte Schweiz ein



Sonnenseite der Schweiz:

Stelldichein. Im Tessin findet man auch die höchste Dichte an Rechtsanwälten.

Geografisch gesehen, ist das Südtessin ein Aussenquartier von Mailand. Vom Grenzort Chiasso aus ist man schneller in der Millionenmetropole als in der Kantonshauptstadt Bellinzona. Doch dies sollte man den Tessinern nicht unter die Nase reiben. Mit ihren italienischen Nachbarn pflegen sie seit je ein ambivalentes Verhältnis. Zwar gibt es seit Jahrhunderten einen regen kulturellen und wirtschaftlichen Austausch. Per Schiff wurden einst Passagiere und Waren vom Tessin nach Mailand und Venedig verschoben. Der Marmor für den Mailänder



Dom stammt aus den Steinbrüchen von Candoglia, eingangs des Ossolatal.

Die Italiener sind als Feriengäste, Investoren und Bankkunden zwar herzlich willkommen. Früher waren sie in der Südschweiz auch als Erntehelfer und Arbeiter in der Textilindustrie gern gesehen. Aber inzwischen ist das Verhältnis komplizierter: Viele Tessiner fühlen sich durch die vielen billigeren Arbeitskräfte aus Italien massiv konkurrenziert und zunehmend auch bedrängt.

Marco Chiesa, der aus Lugano stammende Präsident der grössten Schweizer Partei, der SVP,

den letzten Jahren politisch stärker und stärker werden lassen. Volksbegehren wie die Ausschaffungsinitiative, die Durchsetzungsinitiative oder die Begrenzungsinitiative sties in der Südschweiz auf breite Zustimmung. Selbst das von der EU der Schweiz aufgezwungene neue Waffengesetz wurde im Tessin abgelehnt. Da kann zuweilen der Eindruck entstehen, die Tessiner hätten sich still und leise zu den Superschweizern der Eidgenossenschaft gemauert.

Marco Solari kann sich mit dieser Sichtweise nicht recht anfreunden. Sie klingt für

Gut möglich, dass sogar Ideen aus der Südschweiz in die Freiheitsbestrebungen der alten Eidgenossen einfließen. Mehr als hundert Jahre vor dem Bundesbrief kursierten in den Tessiner

Das Tessin als Geburtshelfer der alten Eidgenossenschaft – eine interessante Perspektive.

Tälern bereits auf Pergament geschriebene Beistandserklärungen, in denen man sich Unterstützung gegen fremde Vögte zusagte, zum Beispiel im sogenannten Patto di Torre (1182), einem Pakt zwischen den Bewohnern aus dem Blenio- und der Leventina.

«Im Bundesbrief von 1291 finden sich nebst dem Latein auch italienische Ausdrücke», erklärt Solari. «Es ist also nicht ausgeschlossen, dass mit der Bezwingung der Schöllenschlucht und dem ersten Saumweg über den Gotthard um 1220 auch Ideen aus der Südschweiz in dieses Dokument eingingen.»

War es Napoleon?

Das Tessin als Geburtshelfer der alten Eidgenossenschaft – eine interessante Perspektive. Wo doch die Tessiner von der alten Eidgenossenschaft nach der Schlacht von Marignano 1515 als Untertanenland verwaltet wurden. 1796 hätte die Südschweiz die Möglichkeit gehabt, sich in die von Napoleon Bonaparte geplante Cisalpinische Republik einzugliedern. Die Tessiner wehrten sich dagegen. Es gab einen kleinen Zusammenstoss zwischen einem Kontingent französischer Soldaten, die von ein paar Tessiner Sympathisanten unterstützt wurden, um Lugano einzunehmen. Sie wurden jedoch rasch zurückgedrängt.

Geschichtlich gesehen, gilt dieser Zwischenfall als Randnotiz. Aber darauf gründet bis heute das Selbstverständnis vieler Tessiner als Schweizer, zumal sie sich laut Überlieferung mit dem Kampfesgeschrei auf die Angreifer stürzten: «Liberi e Svizzeri» (Frei und Schweizer). In der Nähe des Kongresshauses von Lugano erinnert ein Denkmal daran.

Es gibt dazu eine etwas weniger heldenhafte Erzählung. Diese sieht den Franzosenkaiser Napoleon Bonaparte als Befreier, weil er mit seiner Mediationsverfassung von 1803 die Untertanengebiete aufhob und unter anderem den neuen Kanton Tessin schuf, der heute wegen seiner speziellen Mischung aus Swissness und Italianità viele Touristen aus dem Norden anlockt. Dass die dafür sogar die langen Wartezeiten vor dem Gotthardtunnel in Kauf zu nehmen gewillt sind – das ist vielleicht das grösste Kompliment, das man den Eidgenossen auf der Sonnenseite machen kann.

Zum Glück gibt's die Tessiner.

Uri und das Tessin: Seite 53.



Model und Unternehmerin Christa Rigozzi.

sieht im Herausstreichen der Schweizer Identität eine Reaktion seiner Tessiner Landsleute auf die italienischen Zuwanderer und die 75 000 Grenzgänger, die täglich über die Südschweiz hereinbrechen. Ähnliche oder sogar höhere Zahlen haben auch Genf und Basel, allerdings lauert dort nicht noch eine Millionenstadt wie Mailand in der Nähe. Das Tessin bekam die Folgen der Personenfreizügigkeit mit der EU schneller und deutlicher zu spüren als die übrige Schweiz. Auch hier fühlte man sich von Bern im Stich gelassen.

Diese Situation hat die rechtsbürgerlichen Parteien, die Lega dei Ticinesi und die SVP, in

ihn zu gönnerhaft. Er stört sich schon lange am Paternalismus, den viele Deutschschweizer gegenüber den Tessinern an den Tag legen, wenn man ihnen bei einem politischen Geschäft entgegenkomme – nach dem Motto: Wenn ihr brav seid, bekommt ihr auch etwas vom Kuchen. «Wir sind auch gute Schweizer», sagt er. «Wir bringen der Schweiz Italianità, eine andere Art zu denken, zu träumen, zu reden, Probleme anzugehen. Deshalb müsste die italienischsprachige Schweiz ständig in der Landesregierung vertreten sein und nicht bloss alle zwanzig Jahre.»

Politisch waren die Tessiner immer nach Norden ausgerichtet, auf die Eidgenossenschaft.

Über Stock und Stein durch Seelenlandschaften

Und dann war sie da, die Stimme, die flüsterte, dass das Sein gar nicht so kompliziert ist.



Dann kam die Stille, kam das Licht im Schatten.

Bis zu diesem frühen Abend in einem Bergdorf an den auslaufenden Hängen des Taygetos-Gebirges auf dem südlichen Peloponnes war der Maulbeerbaum kein Teil meines Lebens. Er bedeutete mir nichts, ich wusste nicht, wie er aussieht, kannte seinen Beitrag und Stellenwert im Sein all des Geschöpften nicht. Ich kannte nur seinen Namen.

An jenem Morgen wachte ich unten an der Küste mit einem monumentalen Groll gegenüber allem auf. Beim ersten Augenaufschlag, bei der Rückkehr des Bewusstseins, war noch alles wie stets; weiches Licht drängte durch die Jalousien der Balkontür und füllte den Raum mit dem beginnenden Tag, ein Hund bellte, zwei alte Frauen sprachen mit hohen Stimmen, und ich hörte das Tuckern der Fischerboote.

Ich schälte mich aus dem Bett, setzte einen Espresso auf, öffnete die Jalousien, trat auf den Balkon, steckte mir eine Zigarette an und sah auf und in die Welt, das Meer, die schweigenden alten Fischer im Café mit ihren ausgewaschenen Hemden, den arthritisch gekrümmten Fingern, mit denen sie ihre Gehstöcke festhielten oder eine Zigarette, mit ihren abgewetzten Sandalen, ihren Furchen im Gesicht so tief wie die des Meeresgrunds.

Die Fischerboote schaukelten inzwischen auf dem Meer, ich hörte sie nicht mehr, sie waren unterwegs zu ihren Netzen, die sie abends zuvor gesetzt hatten, aber sie würden mit fast leeren Händen zurückkommen. Die Fische hat-

ten die Küstengewässer schon vor ein paar Jahren verlassen. Es war wie in den griechischen Bergdörfern; noch vor zwei, drei Jahrzehnten waren sie voller Leben, jetzt sitzen da nur noch ein paar alt gewordene Menschen rum und warten auf den Tod.

Ich hatte keine Ahnung, woher unvermittelt diese Traurigkeit kam, diese Auslöschung all der lebensspendenden Gedankenwelten. Vielleicht lag es an den Fischerbooten und meinem ewigen, unerfüllten Traum, auf einem Boot zu leben, in angenehmer Distanz zum Land, das ich nur betreten würde, wenn ich bereit wäre für all die menschlichen Umtriebe dort.

Vielleicht lag es daran, dass ich nicht vorankam mit dem Buch, das ich endlich fertig schreiben wollte, mit dieser erschreckenden Ideenlosigkeit des gestrigen Tages, die ich abends mit Wein wegspülte. Vielleicht lag es daran, dass ich mich selbst viel zu ernst nahm. Mir war klar, dass das heute nichts werden würde mit dem Tippen, und mir war auch klar, dass ich eine Katharsis brauchte, eine innere Reinigung, und so zog ich mich an, packte einen kleinen Rucksack, stieg ins Auto und fuhr dorthin, wo die letzten Dörfer lagen, und lief los in der Hoffnung, dass, wie man so sagt, der Weg das Ziel sein möge und das Ziel ich selbst.

Ich lief durch Olivenhaine, über steinige Wege, durch Schluchten, ich sah das Blau des Meeres schimmern, und mehr noch als der

Schweiss tropften irgendwann durch die geöffneten Poren des Bewusstseins all die kleinen Sorgen und Nöte, die der Preis sind, den wir alle für das Leben bezahlen. Die Unzulänglichkeiten verflüssigten sich und liefen an einem herab, und je schwerer die Schritte wurden, desto leichter fühlte sich die Seele an.

Ich kam in ein kleines Bergdorf, dessen Ortsschild vergilbt war und an den Rändern angerostet. Ich hörte nur Stille, das Summen von Insekten und meine eigenen Schritte. In der Mitte des Dorfs stand der Maulbeerbaum, ein, zwei Tische darunter, Stühle, die wackelten und auf denen ganze Leben ausgesessen wurden. Vor mir lagen die Hänge des Taygetos und das Meer, ich sah über Steindächer und Olivenhaine, der Maulbeerbaum spendete Schatten. Eine alte Frau kam herangeschlurft, fragte, was ich wollte, Wasser und Kaffee sagte ich, sie verschwand und kam wieder, stellte alles hin und zog sich zurück.

Ich wartete, bis sich der Kaffee auf dem Boden der Tasse gesetzt hatte, nahm einen Schluck, spülte den filzigen Belag auf der Zunge mit Wasser hinunter, und dann kam sie, die Stille in einem drin, kam das Licht im Schatten, die Ruhe, die Stimme, die flüsterte, dass das Sein gar nicht so kompliziert ist, wie man es sich macht, gelegentlich, weil man sich so verdammt ernst nimmt und wichtig. Der Maulbeerbaum wurde mir, was den Menschen einst Kirchen waren.

PERSONENKONTROLLE

Atici, Knie, Hingis, Vock, Spiess, Loser, Chodorkowski, Prigoschin, Olona

Mustafa Atici, Spitzenreiter, hat sein Interesse an einem Bundesratssitz angemeldet. Der 1969 in der Türkei geborene Basler SP-Nationalrat wäre das erste Mitglied der Landesregierung mit direktem Migrationshintergrund. Als Schweizer mit kurdischen Wurzeln sähe er sich «in einer Pionierrolle» für die vielen in der Schweiz lebenden Einwanderer, erklärt Atici. Der sympathische Parlamentarier muss sich keineswegs verstecken. Den anderen bisher bekannten möglichen Konkurrenten kann der türkisch-schweizerische Doppelbürger locker das Wasser reichen. Aufgrund seines interessanten Lebenswegs – unter anderem eröffnete er einen türkischen Schnellimbiss – scheint er im Vergleich zu seinen Konkurrenten gar die Nase vorn zu haben. Es wird interessant sein, zu beobachten, wie die Genossen mit seiner Bewerbung umgehen werden. (odm)

Ivan Knie, Tennis-Ass, hat sich einen «grossen Wunschtraum» erfüllt, wie er sagt. Der 22-jährige Pferdeartist und Sohn von Géraldine Knie hat in Wimbledon mit **Martina Hingis** Tennis gespielt. Die 25-fache Grand-Slam-Siegerin weilt als Co-Kommentatorin fürs Schweizer Fernsehen in London. «Es war ein Riesengaudi, wir hatten mächtig Spass», erklärte die 42-jährige der *Weltwoche*. Das Resultat habe sie nicht interessiert. Knie: «Martina und ich spielen sehr gerne zusammen, wir haben das in der Schweiz schon öfter gemacht. Aber hier in Wimbledon, das ist natürlich der Hammer!» Wir vermuten trotzdem, zu wissen, wer von den beiden der bessere Spieler ist. (ah)

Erich Vock und **Hubert Spiess**, Turteltauben, Schauspieler und Regisseure, haben geheiratet. Die Trauung fand im engsten Kreis auf dem Zürcher Standesamt statt. «Es ist ein Geschenk,

nach dreissig Jahren immer noch zusammen zu sein», sagt der 61-jährige Schauspieler Vock unter Freudentränen. Der 59-jährige Regisseur Spiess ergänzt: «Es war sehr emotional und berührend.» Weiterhin alles Glück dieser Welt, kann man da nur sagen. (ah)

Philipp Loser, Rechtsspezialist, beschäftigt sich in seiner Kolumne im *Magazin* mit der Frage: «Warum sind wir so nachsichtig mit der SVP?» Wo diese Partei doch so rassistisch und menschenverachtend sei. Loser träumt davon, diese über hundertjährige Bundesratspartei ähnlich wie die AfD mindestens zu beobachten, am besten aber zu verbieten. Weil sie sagt, es strömten zu viele und die Falschen in unser Land. Gleichzeitig leitet dieser selbsternannte Kenner der rechten Parteienszene einen *Tagi*-Podcast zum Thema: «Haben wir ein linkes Fernsehen? Oder doch ein rechtes?» Das nicht übermässig überraschende Fazit der Runde unter Philipp Losers Leitung lautet: Unser Fernsehen SRF ist politisch völlig ausgeglichen. (mö)

Michail Chodorkowski, Edel-Dissident, handelte sich dubiose Bettgenossen ein, weil er den Putschversuch des russischen Söldnerchefs **Jewgeni Prigoschin** lobte. Wurde der Ex-Oligarch von den demokratischen Oppositionellen verurteilt, erhielt er von anderer Seite begeisterte Zustimmung: von Russlands Neonazis. (ky.)

Macarena Olona, Parteichefin, hat für ihren Wahlkampfstart einen ungewöhnlichen Ort gewählt – ein Bordell in der spanischen Stadt Granada. Die Begründung der rechtskonservativen Politikerin: «Das ist der Ort, an dem man meist Politiker findet.» Hey, Macarena! (ky.)



INSIDE WASHINGTON

Ron DeSantis auf Abwegen

Ron DeSantis wird nachgesagt, dass es ihm an Charisma fehle. Ein «ehemaliger [DeSantis-]Kongressmitarbeiter» beschrieb ihn letzten Herbst gegenüber *Vanity Fair* «als einen Menschen mit der Persönlichkeit eines Stücks Papier». Derzeitige Unterstützer befürchten, dass der Präsidentschaftskandidat seine Anziehungskraft mit obsessivem Kulturkampf-Geschrei aufzupeppen versucht.

DeSantis, der in den nationalen Vorwahlumfragen unter Republikanern dreissig Punkte hinter Donald Trump liegt, ist jetzt in eine Kontroverse über ein obskures Video verwickelt, das sein Twitter-Account «DeSantis War Room» zum Abschluss des Pride Month veröffentlichte. Die ruppige Montage zeigt eine Cheerleader-Dragqueen, einen gebräunten männlichen Bodybuilder, den Schauspieler Christian Bale und Aufnahmen von Trump, der verspricht, «alles in meiner Macht Stehende zu tun, um LGBTQ-Bürger zu schützen». Richard Grenell, ehemaliger stellvertretender Direktor des nationalen Nachrichtendienstes im Weissen Haus und der erste offen schwule Kabinettsbeamte der US-Geschichte, prangerte den Clip schnell als «unbestreitbar homophob» an. Wahlkampf-Guru Karl Rove nannte den Beitrag «rätselhaft» und einen «unerzwungenen Fehler». Die republikanische Politik-Analystin Sarah Longwell warnte in der *New York Times*, dass DeSantis potenzielle Wähler aus den Vorstädten und mit Hochschulbildung verprelle.

Der ehemalige Marineleutnant scheint alles zu versuchen, im Kampf gegen Trump das Ruder herumzureissen. Während eines Auftritts auf Fox News hielt DeSantis harte Reden über Grenzsicherheit und versprach, «am ersten Tag einen neuen FBI-Direktor zu installieren». Vielleicht muss er zuerst im eigenen «War Room» etwas Ordnung schaffen.

Amy Holmes



Treffsicher: Macarena Olona.



Freudentränen: Vock (r.), Spiess.

MÖRGELI

Patriotisch nur fürs Ausland

Dreizehn linke Schweizer Politiker – hauptsächlich der SP – haben der EU-Kommissions-Präsidentin Ursula von der Leyen einen Brief geschrieben: Die Politik der Europäischen Union gegenüber dem Kosovo wirke «willkürlich» und sei «wenig nachvollziehbar». Denn Brüssel agiere «sehr einseitig» gegen das Kosovo. Das Vorgehen der kosovarischen Mehrheit gegen ihre serbische Minderheit basiere «auf der kosovarischen Verfassung und den Prinzipien des Rechtsstaates». Im Gegensatz zu Serbien verdienten es die Kosovaren, «dass Europa ihnen die Türe öffnet und sie nicht im Stich lässt».

Wie sehr Frau von der Leyen das Schreiben der dreizehn Schweizer Linken beeindruckt, ist unbekannt. Bekannt ist, dass diese von aussenpolitischer Zurückhaltung und Neutralität nichts halten. Serbien habe kein Verständnis von Brüssel verdient. Warum? Weil die SP Schweiz gemeinsam mit der nationalistisch-sozialistischen Partei des kosovarischen Premiers Albin Kurti Wahlkampf betreibt. Um sich die Stimmen der vielen eingebürgerten Kosovo-Albaner in der Schweiz zu sichern.

Interessant am Schreiben der dreizehn Schweizer Linken ist, wie sehr sie sich in Brüssel für Unabhängigkeit, Freiheit und das Selbstbestimmungsrecht eines fremden Staates einsetzen. Etwas, das sie für ihr eigenes Heimatland nie tun würden. Patriotisch denken sie nur für andere. Wenn sich Schweizer Linke in der Vergangenheit an die EU gewandt haben, dann immer, um die nationalen Interessen unseres Landes zu schwächen. Ihre ganze Liebe gilt indessen einem disfunktionalen, hochkorrupten Problemstaat, dessen Staatsgewalt nur mit der Swisscoy und der Kosovo Force (Kfor) durchgesetzt werden kann.

Eigentlich hätten die dreizehn linken Briefeschreiber als Parlamentarier ein Gelübde auf die Verfassung geleistet. Dort steht, dass den National- und Ständeräten lediglich die Beaufsichtigung der Beziehungen zum Ausland zusteht. Ihr direkter Austausch mit Regierungschefs von Staaten oder Staatengemeinschaften ist nicht vorgesehen. Und dennoch stehen die Schweizer Linken dem Kosovo mit Verrat und Tat zur Seite.

Christoph Mörgeli

Fehlgriff mit Ansage

Der ETH-Rat stiftet mit schlechter Personalpolitik Chaos. Präsident Hengartner stiehlt sich aus der Verantwortung.

Rudolf Walser

Eine dürre Medienmitteilung des ETH-Rats vom 28. Juni gibt den Rücktritt von Professorin Beate Jessel als Direktorin der Eidgenössischen Forschungsanstalt für Wald, Schnee und Landschaft (WSL) auf Ende Juli und den Wechsel an die EPFL bekannt. Man erinnert sich: Die Genannte war bereits im Vorfeld ihrer Wahl in Zweifel gezogen worden, weil ihr Leistungsausweis nicht zu den vom ETH-Rat in der Ausschreibung geforderten Qualitätsanforderungen passte, insbesondere hinsichtlich wissenschaftlicher Leistung und Führungskompetenz für ein grosses Forschungsinstitut («ETH-Rat wurstelt weiter», *Weltwoche* 6/21).

Der ETH-Rat in seiner grossen Weisheit und mit seiner weiblichen Mehrheit hat sich grosszügig über diese Einwände hinweggesetzt, und das Ganze endete in einem Scherbenhaufen. Seit Anfang Jahr ist Jessel krankgeschrieben. An der WSL herrscht Verunsicherung. Spitzenkräfte haben das Institut verlassen.

Trotzdem scheint der ETH-Rat grosszügig über seine Fehler hinwegzusehen. Er dankt Jessel für ihre Leistung. Sie habe die WSL erfolgreich durch eine umfassende Evaluation geführt und einen partizipativen Strategieentwicklungsprozess eingeleitet. Für den wissenschaftlichen Laien sind das eigentlich selbstverständliche Aufgaben, die der Direktor eines grossen Forschungsinstituts erfüllen können muss. So fragt man sich unweigerlich, warum Jessel die Leitung der WSL überhaupt abgibt.

Weg in die B-Liga

Der ETH-Rat ist verantwortlich für die vertrackte Lage der WSL. Zuerst wollte er sie mit der Eidgenössischen Anstalt für Wasserversorgung, Abwasserreinigung und Gewässerschutz (Eawag) zu einem Weltinstitut fusionieren, was kleinlaut begraben werden musste. Jetzt steht die WSL ohne Leitung da.

In einem privatwirtschaftlichen Unternehmen würden die Verantwortlichen zur Rechenschaft gezogen. Beim ETH-Rat geschieht wie meistens in staatlichen Behörden und Kommissionen nichts. Man wickelt die Angelegenheit über das grosszügig bemessene

Budget ab und vertraut darauf, dass die politischen Aufsichtsbehörden und die Medien die prestigeträchtige ETH ohnehin nur mit Samthandschuhen anfassen. Und so kann ETH-Ratspräsident Michael Hengartner weiter davor warnen, dass wegen des Teilausschlusses der Schweiz aus dem EU-Forschungsprogramm Horizon der hiesige Forschungsplatz in die B-Liga abzustiegen drohe und Spitzenkräfte nicht mehr in die Schweiz kommen würden.

Vielleicht wäre es besser gewesen, wenn Jessel dortgeblieben wäre, wo sie hergekommen ist, nämlich beim deutschen Bundesamt für Naturschutz. Und dem Forschungsplatz Schweiz wäre mehr gedient, wenn der ETH-Rat seiner Aufgabe als oberstes strategisches Führungs- und Aufsichtsorgan verantwortungsvoller nachkäme. Denn seine Politik, bei Berufungen stets eine Frauenquote einhalten zu wollen, kommt teuer zu stehen, wenn er sich irrt und die Augen vor den Konsequenzen verschliesst.

Liebe ist...



... der "Hausmann" für deine "Karrierefrau" zu sein.

Mehr Teuerung dank mehr Staat

SBB und Post werden teurer. Die Strompreise explodieren. Die Zinsen sollen weiter steigen.



In den meisten Ländern, die wirtschaftlich gut unterwegs sind, koordinieren die Regierungen einerseits und die Nationalbanken andererseits im Kampf gegen die Inflation und für das Wirtschaftswachstum ihre Politik.

In den USA haben sich Demokraten und Republikaner darauf geeinigt, mit einem gigantischen zusätzlichen Verschuldungspaket die Infrastruktur aufzupeppen und den ökologischen Umbau voranzubringen. Pack schlägt sich, und Pack verträgt sich.

Wer heute in den USA in Fabriken für Solarzellen oder Batterien investiert, erhält Subventionen in allen möglichen Formen und ohne Steuererhöhungen für die Reichen und Superreichen. Dank diesem unsozialen und ökologischen Keynesianismus zugleich boomt die Wirtschaft. Selbst das einst schweizerische Solarunternehmen Meyer Burger überlegt sich, in den USA zu produzieren, was nicht allen gefällt. Für Europa und die Schweiz gilt: Der Wurm muss dem Fisch und nicht dem Fischer schmecken. Subventionen sind Standortvorteile.

In Europa macht es Spanien – trotz der Europäischen Zentralbank – erstaunlich gut. Die Teuerung ist nicht zuletzt dank effizienten staatlichen Preiskontrollen auf 1,6 Prozent gefallen. In der Schweiz sind wir bei 1,7 Prozent angelangt. Aber der Bund, die parastaatlichen Betriebe und die Nationalbank unternehmen alles, um die Schweizer Teuerung noch einmal kräftig anzuhetzen.

Inflationseinheizer 1 — Die Strompreise werden für die meisten Haushalte und Betriebe

2024 weiter ansteigen. Unser Preisüberwacher deckt in der NZZ auf, warum dem so ist. Axpo, BKW und Co. machen zu hohe Gewinne. Und die Verteiler dürfen für ihr Eigenkapital 7 Prozent Rendite verlangen. Obwohl sie – da das Netz ein Monopol ist – keine Risiken eingehen. Bund, Kantone und Gemeinden, die 90 Prozent der Produktion und Verteilung des Stroms kontrollieren, mästen ihre eigenen Betriebe. Nie-

Die Liebe zu den Eisenbahnen ist offenbar grösser als die Liebe zum eigenen Geldsack.

mand von rechts bis links fordert ernstlich, dass der Preisüberwacher neu die Strompreise kontrolliert und deckelt.

Inflationseinheizer 2 — Die SBB erhöhen ausgerechnet in dieser äusserst heiklen Phase der Inflationsbekämpfung ihre Preise. Wie massiv? Wer es wissen will, liest mit Vorteil die Zeitschrift *K-Tipp*. Die Liebe zu den Eisenbahnen ist offenbar grösser als die Liebe zum eigenen Geldsack. Denn fast niemand verlangt den Verzicht auf diese Preiserhöhungen zur Unzeit.

Inflationseinheizer 3 — Auf der gleichen Flughöhe wie die SBB ist die staatliche Post unterwegs. Auch sie erhöht ihre Preise für Briefe und Pakete massiv. Mit Folgen: Die Zahl der Briefsendungen wird schneller zurückgehen als ohne Preiserhöhungen. Und bei den Paketen werden die privaten Konkurrenten an Marktanteilen gewinnen. Die Spirale dreht sich in die falsche Richtung: Die Zahl der Poststellen und die der Postangestellten werden zurück-

gehen. Weniger Post bedeutet weniger Staat, weniger Service public.

Inflationseinheizer 4 — Die Aufhebung des Mindestkurses war 2015 ein grober Fehler, der auch sein Gutes hatte: Die Nationalbank musste wie gestört Geld drucken, damit der Franken nicht durch die Decke schoss. Deshalb haben wir jetzt faktisch einen tausend Milliarden schweren Staatsfonds. Mit 252 Milliarden davon helfen wir als Bürgen der UBS, falls sich die Boni-Banker wieder einmal verzocken sollten. Wir waren und bleiben Geiseln des Bankenwahnsinns, mehr denn je. Nicht genug: Die Nationalbank hat – obwohl die Teuerung unter 2 Prozent liegt – noch einmal die Zinsen erhöht. Und der heillos überforderte Thomas Jordan droht damit, weiter an der Zinsschraube zu drehen. Eine der Folgen: Vorab die Bestandesmieten werden völlig unnötigerweise weiter ansteigen. Und der Franken wird auch immer teurer, was der Exportwirtschaft und dem Tourismus schadet.

Der Werk- und Denkplatz Schweiz leidet unter diesen vier Inflationseinheizern. Gewerkschaften und Unternehmerverbände müssten gemeinsam den einen oder anderen Riegel vorschieben.

Für die NZZ gilt: «Der Kampf gegen die Inflation ist nichts für Zartbesaitete, denn sie ist ein zähes Biest.» Für unsere vier Biester sind vorab die beiden SVP-Bundesräte Albert Rösti und Guy Parmelin zuständig. Verantwortlich ist allerdings niemand.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

Für Europa führt kein Weg an China vorbei

China ist die erfolgreichste Volkswirtschaft des vergangenen halben Jahrhunderts. Koppelt sich Europa von diesem Kraftwerk ab, verpasst es die nächste industrielle Revolution.

Uwe Parpart und David P. Goldman

Hongkong

Die Vorstellung, Deutschland oder Westeuropa als Ganzes sollten sich von China abkoppeln, der erfolgreichsten und wachstumsstärksten Volkswirtschaft der vergangenen fünfzig Jahre, wäre vor fünf, sechs Jahren, bevor Donald Trump zum Wirtschaftskrieg gegen China ansetzte, abwegig erschienen. Mit dem russischen Überfall auf die Ukraine im Februar 2022 sei alles anders geworden, heisst es. Deutschland, so das neue Narrativ, habe sich mit dem Bau der Nordstream-Pipelines abhängig von russischem Erdgas gemacht, weil man an das naive Märchen von «Wandel durch Handel» geglaubt habe, bis der russische Angriffskrieg alle aus diesem Traum gerissen habe.

Nun versucht Washington, die Deutschen unter Verweis auf den Ukraine-Krieg dazu zu bringen, sich wirtschaftlich von ihrem grössten Handelspartner abzukoppeln. Man argumentiert, dass Taiwan (das historisch zu China gehörte und von den USA und den meisten anderen Ländern der Welt als Teil Chinas betrachtet wird) mit einer Invasion durch die Volksrepublik rechnen müsse. Allerdings hat China wiederholt erklärt, dass nur eine Unabhängigkeitserklärung durch Taiwan zu einer militärischen Intervention führen werde.

Zaubermittel künstliche Intelligenz

Washington bezeichnet die Volksrepublik als gefährliche imperialistische Macht und argumentiert, dass Taiwan ein ähnliches Schicksal erleiden könnte wie die Ukraine. Jedwede Abhängigkeit von chinesischer Technologie sei daher inakzeptabel, vor allem wenn es um Marktführer wie Huawei gehe, dessen Produkte angeblich Instrumente für Spionage, ja sogar Sabotage seien. Das also sind, nach amerikanischer Lesart, die Risiken für die europäische Industrie. Doch das grösste Risiko für die Europäer wäre es, den Anschluss an die vierte industrielle Revolution zu verlieren.

Europa ist sich noch nicht im Klaren darüber, was riskanter ist – abhängig von chinesischer Technologie zu sein oder die von China vorangetriebene vierte industrielle Revolution zu ver-



Natürliche Vorteile: Xi Jinping mit dem neuen Premierminister Li Qiang, 11. März.

passen. Die Europäische Kommission plädiert für eine klare und kostspielige Abgrenzung gegenüber China. Ein kritischer Testfall ist die Rolle von Huawei und ZTE in der europäischen Mobilfunk-Infrastruktur – immerhin be-

Die Europäische Kommission plädiert für eine kostspielige Abgrenzung gegenüber China.

herrschen diese beiden Ausrüster 59 Prozent des deutschen und 72 Prozent des niederländischen Mobilfunknetzes.

Als die USA Huawei erstmals 2019 auf die schwarze Liste setzten, schätzte die Global System for Mobile Communications Association (GSMA), dass ein Verzicht auf chinesische Ausrüstung den Einsatz von 5G auf dem Kontinent um 55 Milliarden Euro verteuern, die Investitionskosten der europäischen Tele-

kommunikationsbranche in Höhe von jährlich 34 Milliarden Euro fast verdoppeln würde. Für die europäische Industrie, die Mühe hat, ihre enormen Investitionen in 5G zu rechtfertigen, wäre der Verzicht auf chinesische Ausrüstung ein Risiko. Ein noch grösseres Risiko ergibt sich aber aus den transformativen Auswirkungen der neuen Kommunikationstechnologie.

Europa war bei der dritten industriellen Revolution (Computer, Telekommunikation und Elektronik) nur Zuschauer. Amerika entwickelte die Schlüsseltechnologien (integrierte Schaltkreise, optische Netzwerke, Displays, Internet), aber die Europäer behielten dank ihrer Expertise in Maschinenbau, Chemieindustrie und Metallverarbeitung ihre globale Marktführerschaft. Europa kann es sich jedoch nicht leisten, die vierte industrielle Revolution zu verpassen.

China hat hier einen natürlichen Vorteil, den die chinesische Führung entschlossen ausspielen will. Die industrielle Revolution 4.0

arbeitet mit künstlicher Intelligenz (KI) und der Übertragung riesiger Datenmengen in der Realwirtschaft (Produktion und Logistik). Mit 30 Prozent der globalen Produktionskapazität hat China eine breite ökonomische Basis, immer raffiniertere Anwendungsmöglichkeiten von KI zu erproben.

Die Produktivität in der Informationstechnologie ist explodiert. 1980 kostete das Speichern von einem Terabyte Daten mehr als sechs Milliarden Dollar, 2022 nicht einmal sechzig Dollar – eine Verbilligung um acht Größenordnungen. In traditionellen Industrien ist dagegen eine nur geringfügige Produktivitätssteigerung zu beobachten. In Amerika legte die Produktivität zwischen 1988 und 2022 nur um durchschnittlich 2,3 Prozent jährlich zu.

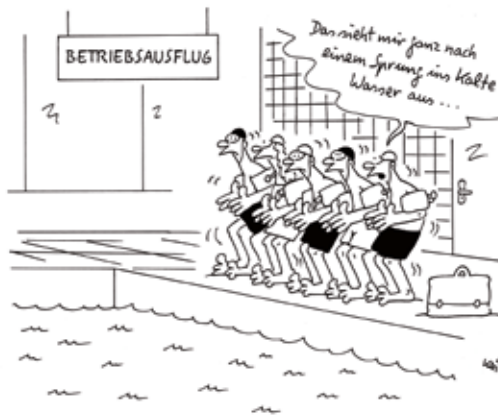
Das Zaubermittel, welches das exponentielle Wachstum der IT-Produktivität mit der Realwirtschaft verknüpft, ist die künstliche Intelligenz, unterstützt durch superschnelle und massenhafte Datenübertragung. KI verspricht einen radikalen Wandel bei den Kosten von Produktion, Lagerhaltung und Transport. Während der ersten industriellen Revolution wurde Baumwolle durch die Dampfmaschine um den Faktor 300 billiger. Die Veränderungen bei den Produktionskosten könnten in den nächsten Jahren ähnlich disruptiv sein.

Lösung für Entwicklungsländer

Ein Anhaltspunkt ist die grösste Industriebranche der Welt, die Autoindustrie, mit einem Umsatz von drei Milliarden Dollar weltweit. 1908 leitete Henry Ford das Zeitalter von Automobilen ein, die für die breite Masse erschwinglich waren – das Model T kostete 800 Dollar, was dem damaligen Pro-Kopf-BIP der USA entsprach. China produziert heute Elektroautos mit angemessener Reichweite und Leistung für etwa 10 000 Dollar, was dem chinesischen Pro-Kopf-BIP entspricht. Diese niedrigpreisigen, vollausgestatteten E-Autos könnten bald das untere Segment des europäischen Automarkts dominieren. Der Marktanteil von Volkswagen, einst die meistverkaufte Marke in China, schrumpfte von jährlich 4,2 Millionen Autos vor Beginn der Pandemie auf 3,2 Millionen im Jahr 2022.

Die vierte industrielle Revolution hat, wenig überraschend, in der Automobilindustrie begonnen, wo bereits die meisten Industrieroboter zum Einsatz kommen. Laut unserer Umfrage haben nur drei amerikanische Industrieunternehmen private 5G-Netzwerke in ihren Fabriken installiert – General Motors, Ford und der Landmaschinen-gigant John Deere.

Nach Angaben des European 5G Observatorys haben etwa sechzig Fabriken, See- und Flughäfen private 5G-Netzwerke installiert, darunter Autobauer wie Volkswagen, Porsche, Saab und Toyota. In China sind laut Huawei



aber mehr als 10 000 private 5G-Netzwerke in Betrieb, darunter in 6000 Fabriken. China mag Europa nicht um zwei Größenordnungen voraus sein, aber wohl doch um eine Größenordnung.

In einigen Fällen hat die erste Generation chinesischer Anwendungen von KI und 5G die Produktivität um das Zwei- bis Zehnfache erhöht. Der Hafen von Tianjin, der erste vollautomatisierte Hafen der Welt, verwendet smarte Krananlagen und fahrerlose Transportfahrzeuge, um Containerschiffe in 45 Minuten statt

Wenn Computer der Motor von KI sind, dann sind Daten der Treibstoff. China ist das Saudi-Arabien von Daten.

wie bisher in acht Stunden zu entladen. Chinas erste vollständig vernetzte Produktionsanlage, die Midea-Haushaltsgerätefabrik in Jingzhou (Provinz Hubei), die 2023 mit Unterstützung von China Mobile und Huawei eröffnet wurde, setzt 5G/KI-Roboter ein, um die Produktion zu verdoppeln.

Wenn Computer der Motor von KI sind, dann sind Daten der Treibstoff, und China ist das Saudi-Arabien von Daten, wie Kai-Fu Lee einmal bemerkte. Mit robusten Lieferketten und einem Heer von Facharbeitern – in China werden fünfmal so viele Ingenieure ausgebildet wie in Amerika – hat China einen natürlichen Vorteil bei der Entwicklung und Erprobung von KI-gestützten Produktionsmodellen. Europäische Unternehmen lernen von den Chinesen. Der Industrieroboter-gigant ABB schloss 2019 eine Partnerschaft mit Huawei zur Anwendung von cloudbasierter KI in verschiedensten Produktionsbereichen.

Die amerikanischen Sanktionen auf hochmoderne Halbleiter und alle für deren Produktion nötigen Geräte mögen für China unangenehm sein, sie sind aber kein unüberwindliches Hindernis für Anwendungen in Produktion und Logistik.

Partnerschaften mit China sind natürlich nicht ohne Risiko. China könnte ausländische Unternehmen ausstechen, wie das in der Auto-

mobilitätsbranche bereits passiert ist. Aber das Risiko, in der vierten industriellen Revolution abgehängt zu sein, dürfte viel schwerer wiegen. Genauso wichtig für Europa ist die Teilhabe des globalen Südens an der Industrie 4.0. In Ländern, in denen die Mehrheit der Bevölkerung im sogenannten informellen Sektor arbeitet, ohne Zugang zu Krediten oder staatlichen Versorgungsleistungen und in Jobs mit geringer Produktivität, kann digitale Infrastruktur einiges bewirken. Breitband verbindet mit globalen Märkten und eröffnet unternehmerische Chancen.

Für Europäer, die nicht ohne Grund eine Flut von Migranten befürchten, vertrieben durch Armut und wirtschaftliche Instabilität, bieten die Möglichkeiten der Industrie 4.0 eine Lösung für Entwicklungsländer. Chinas Ausgaben in Afrika beliefen sich in den vergangenen zwanzig Jahren auf insgesamt 155 Milliarden Dollar. Die vorgesehene US-Hilfe für Afrika beträgt lediglich 8 Milliarden Dollar. Die chinesischen Auslandsinvestitionen beliefen sich zwischen 2011 und 2020 auf 31 Milliarden Dollar, die amerikanischen nur auf 5,7 Millionen Dollar.

Europa kann die Wirtschaft Afrikas nicht allein stabilisieren, und die Präsenz der USA in Afrika ist minimal. Darum hatte der französische Präsident Emmanuel Macron den chinesischen Ministerpräsidenten Li Qiang zum «Gipfel für einen neuen globalen Finanzpakt» am 23. Juni in Paris eingeladen. Sollten die Europäer nicht mit China zusammenarbeiten, riskieren sie ein demografisches Desaster, das sie nicht aus eigener Kraft abwenden können.

Gemeinsame Interessen

Anscheinend ändert sich die Haltung der Europäer gegenüber China: Man sieht eher die Chancen als die Risiken. Die 27 EU-Staats- und Regierungschefs haben auf ihrem Rats-treffen Ende Juni auch über China gesprochen. «Trotz der Unterschiede in ihrer politischen und wirtschaftlichen Ordnung haben die Europäische Union und China ein gemeinsames Interesse an konstruktiven und stabilen Beziehungen, die auf Anerkennung der regelbasierten internationalen Ordnung, ausgewogenem Engagement und Gegenseitigkeit beruhen», wie es in einem Resolutionsentwurf heisst, der *Politico* zugespielt wurde. Und weiter: «Europa hat nicht die Absicht, sich abzukoppeln oder abzuschotten oder eine Politik zu verfolgen, die China schadet oder seinen wirtschaftlichen Fortschritt behindert.»

Uwe Parpart ist Herausgeber der Online-Tageszeitung *Asia Times* und ehemaliger Asien-Strategie bei der Bank of America in Hongkong.

David P. Goldman ist Wirtschaftsredaktor der *Asia Times* und war zuvor Leiter des Fixed Income Research bei der Credit Suisse und der Bank of America in New York.

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork

Wie sich die Chinesen sehen: Seite 60

Graubünden verschandelt sich

Der Kanton will in beliebten Tourismusgebieten über zwei Dutzend Windparks einrichten. Gemeinden und Bevölkerung werden entmachtet.

Philipp Gut

Sie zählen zu den Traumdestinationen zahlreicher Winter- und Sommergäste aus dem In- und Ausland: der Grap Sogn Gion bei Flims-Laax, das Weisshorn bei Arosa, das Jakobshorn bei Davos, der Piz Champatsch bei Scuol im Unterengadin oder das Stätzerhorn auf der Lenzerheide. In all diesen Gebieten – und noch in vielen mehr – will der Kanton Graubünden grossflächige Windparks einrichten. Betroffen sind auch die Bündner Herrschaft mit ihren Weinbergen, das Prättigau, der Berninapass, das Münstertal, Samnaun und weitere Gegenden. Insgesamt plant der Kanton 25 solcher Grosswindradzonen.

Nur ein Vorgeschmack

Das Vorhaben, das der Regierungsrat lieber still und heimlich umgesetzt hätte, sorgt für Wirbel und Widerstand. Die kurz bemessene Vernehmlassung musste nach öffentlichem Druck verlängert werden. Die SVP Graubünden, mit Nationalrätin und Ems-Chemie-Chefin Magdalena Martullo-Blocher an der Spitze, wehrt sich mit einer Petition und parlamentarischen Vorstössen gegen die Pläne der Regierung. «Die Landschaft wird massiv verschandelt, die Gemeinde und die Bündnerinnen und Bündner haben eine eingeschränkte Mitsprache, sogar Enteignungen sind möglich!», warnt die Partei.

Der Fall ist über die Südostschweiz hinaus relevant: Denn Graubünden versteht sich in Sachen Windenergie als Pionier mit «Vorbildfunktion». Was sich in den Bündner Bergen abspielt, gibt einen Vorgeschmack darauf, was auch anderswo zu erwarten sein dürfte.

Da sind zum einen die Auswirkungen auf das Landschaftsbild. Der Kanton will die Windparks neben den beliebten Tourismusorten auch in Siedlungsnähe und dominant in den Tälern ansiedeln. Martullo-Blocher erzählt, dass selbst das Gelände der Ems-Chemie in Domat/Ems als Windkraftstandort bestimmt worden sei. «Das ist ein Wahnsinn – und schon rein sicherheitstechnisch unmöglich», sagt sie. Mit der planmässigen Verschandelung der Landschaft in den Tourismusorten schwäche der Kanton zudem unnötig sein grösstes Kapital. Zum ande-

ren ist da die staats- und demokratiepolitische Dimension. Im Zuge des Klima-Hypes, der Energiestrategie 2050 (Ausstieg aus der Kernenergie), des neuen Klimagesetzes (Ausstieg aus den fossilen Energieträgern) und des sogenannten Energie-Mantelerlasses (starke Subventionierung der Anlagen) geraten die ordentlichen Verfahren und Rechtsmittel zunehmend unter Druck. Nun zeigt das Beispiel von Graubünden, was dies auf kantonaler und kommunaler Ebene bedeutet: Die Mitsprache-rechte von Bevölkerung und Gemeinden werden ausgehöhlt, beschnitten, ausgehebelt. Als Vehikel dient dem Regierungsrat der kantonale Richtplan. Dessen «Kapitel Energie» ist umgeschrieben worden – mit dem Resultat, dass regionale Richtpläne der Gemeinden nicht mehr berücksichtigt werden. Neu werden auch die Baubewilligungen nicht mehr von den Gemeinden, sondern vom Kanton direkt erteilt.

So werden die Gemeinden in den «Handlungsanweisungen» des Regierungsrats zu Befehls-empfangern degradiert: «Die Gemeinden passen ihre Grundordnung (Zonenplan, Baugesetz u. a.) gestützt auf die festgelegten Standortgebiete für Windenergie projektbezogen an. Sie stellen si-



Enteignungen sind möglich: Traumdestination Arosa nachher.

cher, dass innerhalb der Windenergiegebiete keine Bauten und Anlagen realisiert werden, welche die Erstellung von Windenergieanlagen verhindern oder behindern», heisst es darin.

Ein Schlüssel zur Aushebelung der demokratischen Mitsprache ist das sogenannte nationale Interesse. Windkraftanlagen mit einer Produktion von über zwanzig Gigawattstunden pro Jahr fallen gemäss dem Energiegesetz und der entsprechenden Verordnung unter diese Kategorie – was im Klartext bedeutet, dass die Errichtung solcher Anlagen «entgegenstehenden Interessen von kantonaler, regionaler und lokaler Bedeutung vorgeht». Der Bundesrat kann zudem beschliessen, «dass die notwendigen Bewilligungen in einem konzentrierten und abgekürzten Verfahren erteilt werden». Damit werden auch Einsprachen auf Bundesebene kaum mehr möglich sein. Der autoritäre Bund und der autoritäre Kanton arbeiten Hand in Hand.

Abbau einer tragenden Staatssäule

Sprechend ist das Beispiel der Windparkzone Surselva, die die Bevölkerung 2019 mit 60 Prozent abgelehnt hat – trotzdem hat sie die Regierung nun in den Richtplan aufgenommen. Um zumindest die Windparks in unmittelbarer Siedlungsnähe zu verhindern, hat die SVP Graubünden eine Fraktionsmotion eingereicht. Sie verlangt einen Mindestabstand von einem Kilometer zu zeitweisen oder dauerhaft genutzten Liegenschaften. Solche Pufferzonen werden auch in anderen Kantonen angestrebt. Die Zürcher Gemeinde Hagenbuch hat die Bau- und Zonenordnung entsprechend revidiert. Das stösst bei der Obrigkeit auf wenig Gegenliebe: Baudirektor Martin Neukom (Grüne) hat bereits via *Tages-Anzeiger* angekündigt, dass der Regierungsrat dies nicht akzeptieren werde. Ausserdem wolle er beim Regierungsrat beantragen, die Mit- und Einsprachemöglichkeiten weiter einzuschränken. Die schöne neue Welt der erneuerbaren Energien dürfte also nicht nur im Kanton Graubünden dazu führen, dass die rechtsstaatlichen und demokratischen Mittel sowie der Föderalismus als eine der tragenden Staatssäulen der Schweiz abgebaut werden.

Zähne zeigen in Hochkultur

ZDF-Moderator Markus Lanz will Hubert Aiwanger als neurechten Populisten abtun. Da ist er bei Bayerns Vize-Ministerpräsidenten an den Falschen geraten.

Ralf Schuler

Es ist, als wäre da einer auferstanden: der Geist des grossen Franz Josef Strauss (FJS). Das werden sie jetzt in der CSU nicht gerne hören, aber es ist ausgerechnet Bayerns Vize-Ministerpräsident Hubert Aiwanger, 52, von den Freien Wählern, der dieser Tage als Wiedergänger des weiss-blauen Urgesteins im Wahlkampf unterwegs ist.

Die grosse schweigende Mehrheit im Lande müsse sich die Demokratie zurückholen, hatte Aiwanger unlängst an der grossen Demonst-

«Baut Häuser, kriegt Kinder, fährt Auto, esst Fleisch!», ruft er den Auer Burschen zu.

ration gegen das Heizungsgesetz der Bundesregierung in Erding erklärt und war dafür vor allem von links geprügel worden, weil dies neurechter Populisten-Sprech sei und ja längst funktionierende Demokratie herrsche.

Standfester als Merz

Operation Goldwaage marschiert! Verdammnis für alles, was den Kern trifft, richtig verstanden und nicht hundert Prozent korrekt formuliert wird. Eine probate Methode, die auch CDU-Chef Friedrich Merz («kleine Paschas», «Sozialtourismus») schon erfolgreich zum Rückwärtsrudern zwang.

Nicht so Aiwanger. Bei «Markus Lanz» liess er sich vergangene Woche nicht aufs durchsichtige Bereue-Rechter!-Spiel ein. Wenn Menschen das Gefühl hätten, dass ihre Meinung in der Demokratie nicht berücksichtigt werde, müsse man das artikulieren können.

Und auch sonst langt der Freie-Wähler-Chef dieser Tage in schönster FJS-Manier hin. «Lasst euch die Zukunft nicht kaputt machen von irgendwelchen Ideologen», rief er beim Jubiläum der Auer Burschen vom Podium. «Baut Häuser, kriegt Kinder, fährt Auto, esst Fleisch! Wenn wir mehr Leute in Deutschland hätten so wie ihr, dann brauchten wir in Deutschland keine Polizei, kein Gericht und keine Gefängnisse.»

Und: «Wir trinken lieber Bier, das Cannabis sollen die Berliner zu sich nehmen. Das passt zu denen!» Was sie in Bayern «derblecken» (Zähne zeigen) nennen, in Hochkultur! Und zu den Ernährungstipps aus Berlin: «Zehn Gramm Fleisch haben sie bei uns schon in den Salat reingeschnitten als Beilage zum Rollbraten. Da hat man wirklich den Eindruck, dass die das Volk aushungern wollen. Wer soll denn davon leben? Die sitzen dann magersüchtig hinter der Wärmepumpe rum. Aber wir müssen ja Holz hacken!» Bayern pur.

Doch Hubert «Hubs» Aiwanger ist viel mehr als ein knorriger Regionalpolitiker mit markant nordbayerischem Dialekt, der bei Norddeutschen schon mal den Wunsch nach Untertiteln weckt. Der Landwirt steht mit seinen Freien Wählern für all jene Bürgerlichen, die die links-liberalen taktischen Wendungen der Unionsgranden in CDU und CSU nicht mehr mitmachen wollen. Vor allem frustrierte Landwirte wandern in jüngster Zeit in grosser Zahl auch in Norddeutschland von der Union zu den Freien Wählern ab.

Klartext zur Migrationspolitik

Daran hat der Freie-Wähler-Bundesvorsitzende Aiwanger durchaus seinen Anteil. Er positionierte sich schon früh gegen die Euro-Rettung südeuropäischer Pleitestaaten. Auch in der Migrationspolitik spricht er Klartext. «Diese Syrer, die seit acht Jahren bei uns sind», sagte er im Talk bei «Markus Lanz» mit Blick auf Strassenschlachten verfeindeter Clans in Essen, seien Ausdruck eines schweren Versagens der Regierung. Es sei ein «schwerer Fehler, dass man jetzt einbürgert, bevor die Integration funktioniert hat», und dass man diesen Menschen mit deutschen Pässen hinterherlaufe.



Geist von Franz Josef Strauss: Politiker Aiwanger.

Besonders markant positionierte sich Aiwanger während der Corona-Pandemie, als er sich demonstrativ nicht impfen liess und dafür von Bayerns CSU-Ministerpräsident Markus Söder öffentlich zurechtgewiesen wurde. ««Der Zweck heiligt die Mittel» darf kein politischer Grundsatz sein, das gilt für die Bestrafung von politisch unerwünschtem Verhalten genauso wie für die Honorierung von erwünschtem Verhalten», erklärte er damals, sprach von «Apartheid-Diskussionen beim Impfen und Impfnebenwirkungen», bei denen einem «die Spucke wegbleibt».

Ralf Schuler ist Politikchef des Nachrichtenportals www.nius.de und betreibt den Youtube-Kanal «Schuler! Fragen, was ist» (youtube.com/@ralf-schuler)

SVP

Präsident: Marco Chiesa



Wähleranteil
2019 **25.6 %**
2023** **27.1 %**

Themen
• Ausländer
• Europa
• Sicherheit

Slogan
Für eine sichere Zukunft in Freiheit

Anzahl Mandate	Auf-/ Absteiger
53 Nationalräte	↗ Albert Rösti
6 Ständeräte	↗ Esther Friedli
2 Bundesräte	↘ Lukas Reimann

FDP

Präsident: Thierry Burkart



Wähleranteil
2019 **15.1 %**
2023** **14.6 %**

Themen
• Wirtschaft
• Sicherheit
• Vorsorge

Slogan
Wir machen die Schweiz stark

Anzahl Mandate	Auf-/ Absteiger
29 Nationalräte	↗ Maja Riniker
12 Ständeräte	↘ Petra Gössi
2 Bundesräte	↘ Susanne Vincenz

Mitte

Präsident: Gerhard Pfister



Wähleranteil
2019* **13.8 %**
2023** **14.3 %**

Themen
• Gesundheit
• Sicherheit
• Familien

Slogan
Wir halten die Schweiz zusammen

Anzahl Mandate	Auf-/ Absteiger
28 Nationalräte	↗ Philipp Bregy
14 Ständeräte	↗ Beat Rieder
1 Bundesrat	↘ Andrea Gmür

Stimmengaranten und Auslaufmodelle

Im Oktober wählt die Schweiz ein neues Parlament. Wer triumphiert, wer steigt ab? Die grossen Parteien im Formcheck.

Marcel Odermatt

Wo immer **Thierry Burkart** zuletzt auftauchte, brandete Jubel auf. Ein vorläufiges Ende der internen Querelen im Freisinn und einige Erfolge bei kantonalen Wahlen machten aus dem Aargauer Ständerat, was schon lange kein FDP-Präsident mehr war: einen Siegertypen, auch in den Medien.

Und jetzt das! Gut drei Monate vor den nationalen Wahlen zeigt das SRG-Wahlbarometer, dass Burkart auf den Spuren seiner erfolglosen Vorgängerin **Petra Gössi** zu wandeln droht. Womöglich fällt die FDP im Herbst sogar hinter die Mitte-Partei zurück, die alte Rivalin aus der Gründungszeit des Bundesstaats. Es wäre eine Premiere. Niemals seit Einführung des Proporzwahlrechts waren die Mitte und ihre Vorgängerparteien stärker als der Freisinn.

Bern

Besser läuft es da für Burkarts Aargauer Landsfrau **Maja Riniker**. In der Sicherheitspolitik hat sie sich zur Taktgeberin ihrer Fraktion vorgearbeitet. 2025 dürfte sie Nationalratspräsidentin werden. Trist sieht's dagegen bei ihrer Kollegin **Susanne Vincenz-Stauffacher** aus. Sie legte im Nationalrat zwar einen guten Start hin. Aber nach einem brutalen Flop im St. Galler Ständeratswahlkampf ist der Lack ab.

Bling-Bling-App der Grünen

Wenig zu lachen haben auch die Grünen. Ihnen werden Einbussen von drei Prozentpunkten prognostiziert. Jeder fünfte Wähler von 2019 könnte abspringen. Im Bundeshaus ist es eine vieldiskutierte Frage: Was hat die Partei um Präsident **Balthasar Glättli** mit dem Wahlsieg gemacht? Die häufigste Antwort: wenig bis nichts.


Einstige Aushängeschilder wie **Bastien Girod** und **Adèle Thorens Goumaz** sind komplett in der Versenkung verschwunden.

Immerhin hat sich die Genfer Ständerätin **Lisa Mazzone** in der laufenden Legislatur profiliert. In der Fraktion ist sie längst ein Schwergewicht, aber auch im Parlament hat sie zunehmend Einfluss. Manche sehen in ihr eine künftige Bundesrätin, sollten die Grünen dereinst doch noch in die Landesregierung einziehen.

Beispielhaft für die Ratlosigkeit der Partei steht die Ankündigung, eine Millionenspende von Sika-Erbin **Carmita Burkard Kroeber** in eine «Mobilisierungs-App für die Kandidierenden und Aktivist*innen» zu investieren. Die Konkurrenz – insbesondere im linken Lager – lacht sich ins Fäustchen und mobilisiert unterdessen ganz ohne Bling-Bling.

GLP

Präsident: **Jürg Grossen**



Wähleranteil
 2019 **7.8 %**
 2023** **8.3 %**


Themen
 · Klimaschutz
 · Digitalisierung
 · Europa

Slogan
Mut zur Lösung

Anzahl Mandate	Auf- / Absteiger
16 Nationalräte	↗ Corina Gredig
– Ständeräte	↗ Melanie Mettler
– Bundesrat	↘ Martin Bäumle

SP

Präsidenten: **Mattea Meyer und Cédric Wermuth**



Wähleranteil
 2019 **16.8 %**
 2023** **17.8 %**

Themen
 · Wirtschaft
 · Gleichstellung
 · Klimaschutz

Slogan
Wir ergreifen Partei

Anzahl Mandate	Auf- / Absteiger
39 Nationalräte	↗ Elisabeth Baume
6 Ständeräte	↗ Samira Marti
2 Bundesräte	↘ Roger Nordmann

Grüne

Präsident: **Balthasar Glättli**



Wähleranteil
 2019 **13.2 %**
 2023** **10.2 %**

Themen
 · Klimaschutz
 · Ausländer
 · Gleichstellung

Slogan
Gemeinsam für eine lebenswerte Zukunft

Anzahl Mandate	Auf- / Absteiger
28 Nationalräte	↗ Lisa Mazzone
5 Ständeräte	↘ Bastien Girod
– Bundesrat	↘ Adèle Thorens

Überhaupt ist bei den Genossen die Stimmung aufgeräumt. Lange befanden sie sich auf der Verliererstrasse, doch nun scheint sich das Blatt zu wenden. Clever, dass das Führungsduo **Cédric Wermuth** und **Mattea Meyer** bei jeder möglichen und unmöglichen Gelegenheit darauf hinweist, dass die Kaufkraft gestärkt werden sollte. Das klingt zwar geradezu bürgerlich und wenig klassenkämpferisch, kommt aber in der Bevölkerung offenbar gut an.

Die grosse Aufsteigerin der SP ist **Elisabeth Baume-Schneider**, die es von der unbekanntenen jurassischen Ständerätin zur Bundesrätin schaffte. Erfolgreich unterwegs ist auch die Baselbieter Nationalrätin **Samira Marti**, die mit ihrem Waadtländer Kollegen **Samuel Bendahan** bald den Fraktionsvorsitz übernehmen dürfte.

Gleichzeitig konnte man zuletzt in Echtzeit mitverfolgen, wie sich der lange einflussreiche Nationalrat **Roger Nordmann** ins politische Aus manövrierte. In der falschen Überzeugung, Präsident der CS-PUK zu werden, trat der Waadtländer überhastet als Fraktionschef zurück – und hat jetzt bald gar kein wichtiges Amt mehr. Auch seine Bundesratsambitionen sind nach **Baume-Schneiders** Wahl vom Tisch.

Von einem zweiten Bundesratsstz träumt dagegen Mitte-Chef **Gerhard Pfister**. Als frischgebackener Nationalrat hatte er im Dezember

2003 miterleben müssen, wie seine einst stolze Partei eine demütigende Abwahl aus der Landesregierung erdulden musste (**Ruth Metzler**). Die FDP unterstützte damals die erfolgreiche Kandidatur von **Christoph Blocher**. Sollte die Mitte den Freisinn im Herbst überflügeln, könnte **Pfister** durchaus geneigt sein, gleich selber gegen die amtierenden FDP-Bundesräte **Ignazio Cassis** und **Karin Keller-Sutter** anzutreten.

Auch für Nationalrat **Philipp Matthias Bregy** läuft's rund. Keine Fraktion dürfte schwieriger zu führen sein als jene der Mitte. Trotzdem

Gerhard Pfister könnte geneigt sein, gleich selber gegen die amtierenden FDP-Bundesräte anzutreten.

meistert die Walliser Frohnatur, unterstützt von Ständerat und Machtvirtuose **Beat Rieder**, diese Aufgabe souverän – im Unterschied zu seiner Vorgängerin, der hochgelobten Luzerner Ständerätin **Andrea Gmür-Schönenberger**, die nach kurzer Zeit das Handtuch warf.

Eine schwierige Legislatur hat auch GLP-Gründer **Martin Bäumle** hinter sich. Der Zürcher Nationalrat ist in der nach links gerückten Fraktion isoliert. Die Töne geben andere an, zum Beispiel die Zürcher Nationalrätin **Corina Gre-**

dig, die zuletzt mit dem Vorschlag einer Gotthard-Maut die Schlagzeilen eroberte. In der Sozialpolitik fällt die Berner Nationalrätin **Melanie Mettler** auf. Über allen thront Parteipräsident und Energiewende-Unternehmer **Jürg Grossen**, der in der Abstimmung über das Klimagesetz einen Grosse Erfolg einfahren konnte – auch für das eigene Portemonnaie.

Esther Friedli steht bereit

Bleibt die SVP. Sie ist unter ihrem charismatischen Präsidenten **Marco Chiesa** auf die Siegerstrasse zurückgekehrt. Die Partei dürfte im Herbst deutlich zulegen. Zuletzt gelang es ihr, Bundesrat **Ueli Maurer** problemlos durch **Albert Rösti** zu ersetzen. Und bei einem Rücktritt von Bundesrat **Guy Parmelin** steht mit der St. Galler Ständerätin **Esther Friedli** eine geeignete Kandidatin bereit.

Weniger zufrieden wirkt der St. Galler Nationalrat **Lukas Reimann**. Er hat in der laufenden Legislatur das prestigeträchtige Auns-Präsidium verloren. Damit ist er endgültig auf die Hinterbank gerutscht. Trotzdem tritt er im Herbst nochmals an, auch auf Wunsch seiner Partei, die ihn als Stimmgaranten schätzt.

*Wähleranteil 2019 von CVP und BDP kumuliert

**Sotomo-Umfrage im Auftrag der SRG, Juni 2023

Somalia Berlin

Unterwegs in der deutschen Hauptstadt, die wild und multikulti sein will wie Babylon – und doch nur an eine *failed city* wie Mogadischu erinnert.

Matthias Matussek

Ankunft im Hauptbahnhof. Hallenhohe Banner warben hier noch vor wenigen Wochen für Graffiti-Workshops. Die Kurse seien «super geeignet», um neue Leute mit ähnlichen Interessen kennenzulernen. Nach ein paar Tagen in Berlin werde ich melancholisch feststellen, dass offenbar nur wenige Passanten der Versuchung widerstehen konnten, neue Leute kennenzulernen. Jedenfalls gibt es in dieser trostlosen, aufgegebenen Stadt kaum noch eine Fläche, die nicht besprüht ist.

Ja sie, diese Stadt, auf die einst die Welt schauen sollte, wie es ihr Bürgermeister Ernst Reuter in seiner grossen Rede gefordert hatte, 1948 war das, vor Äonen von Jahren – diese Stadt sieht heute so aus wie eine Kita, nachdem die Erzieherinnen den Vierjährigen zugerufen haben: «Tobt euch aus!», und daraufhin alles stehen- und liegenliessen; ist schliesslich Feierabend in Berlin.

Preussens Ehrgeiz

Es ist nicht nur der Dreck an den Hauswänden und der Sperrmüll auf den Strassen. Es ist dieser erschöpfte Galgenhumor, die Roheit im Umgang, die mehr an eine *failed city* wie Mogadischu erinnert als an ein neues Babylon, das diese Stadt angeblich sein soll, so irgendwie wild und multikulti.

In Berlin werden Baustellen nicht errichtet, um zu bauen, sondern um Fahrbahnen aggressiv zu verengen. Der Kudamm-Boulevard, der von Preussens Ehrgeiz zeugte, ein Paris auf märkischem Sand zu errichten, verläuft einspurig und ist durch einen mit Stahlband gesicherten Radfahrweg entstellt. *In your face*, ihr elenden Autofahrer:innen!

Auch die Kampfparolen fehlen nicht. Gleich um die Ecke, in der Post am Tauentzien, werden die stundenlang Wartenden aufgefordert: «Gehen Sie mit uns den grünen Weg». Und dann dieser Ampelmänner-Humor: «Klimaneutral versenden. Jetzt auch empfangen». Oder der Sound der Kasko-Reklamen, älteren Generationen bekannt von DDR-Autobahnen: «Sofort unterwegs. Gut angekommen».

Berlin

Ich erinnere mich an die Zeiten nach der Wende, als diese Stadt in die Zukunft glänzte und auf den vielen Baustellen tatsächlich Bauarbeiter zu sehen waren, eine Stadt voller Hoffnung. Die Stadt, in der ich in den Siebzigern studiert hatte, schüttelte ihr Mauer-Elend ab und stürmte nach vorn.

Sie tat es ein Jahrzehnt lang, bis der wurschtige Partybürgermeister Klaus Wowereit («arm, aber sexy») die Finanzen mit Glanzstücken wie dem Flughafen (Bauzeit: neun Jahre) vollends ruinierte. Er war mit dem Spruch «Ich bin

Der Inkompetenz hat sich eine Zerstörungswut hinzugesellt, nennen wir es den Kita-Leninismus.

schwul, und das ist auch gut so» gewählt worden, also nicht wegen eines Kompetenz-, sondern eines Diversity-Arguments. Allerdings hat sich der Inkompetenz nun eine kampfeslustige Zerstörungswut hinzugesellt, nennen wir es den Kita-Leninismus.

Monatlang war die Einkaufsmeile der Friedrichstrasse gesperrt worden, verkehrsberuhigt, um dort eine Piazza zu simulieren: schwere Riesensitzmöbel auf Paletten, deren Düsternis sich niemand ausliefern wollte. Hier ging es von vornherein nicht um Wohlfühllosen für Bürger, sondern um den «Neidhass auf das Bestehende» (Michael Klonovsky).

Ich bin in Berlin, um meinen neuen Roman «Armageddon» zu promoten, der tatsächlich das Weltende zum Thema hat. Aber nicht jenes, das die Klimaspektierer meinen, sondern das Ende von Glauben und gesundem Menschenverstand. Eine Verfilmung, denke ich mir, müsste hier spielen.

Dabei gibt es in Berlin immer noch Oasen der Vernunft. Das Restaurant «Adnan» an der Schlüterstrasse, Treffpunkt für Schriftsteller wie Ferdinand von Schirach oder Ex-Diplomaten wie meinen Bruder (London, New York, Washington), die den Verlustschmerz über ein von Erwachsenen geleitetes Aussenministerium nicht ganz verhehlen können. Oder das Restaurant «Pasternak» am Prenzlauer Berg

unter Kastanien, wo ich mich mit meiner alten Theaterliebe, der grossen Schauspielerin Ilse Ritter, an die Schaubühne unter Peter Stein und Gorkis «Sommergäste» erinnere. Sie tritt nun als Seherin auf, mit den von ihr selbstübersetzten Götterliedern der «Edda». «Weit sehe ich, weit in die Welten all.» Eine grosse Sage von Schöpfung und Untergang, die es glücklicherweise auch gedruckt gibt.

Wir tauschen unsere Bücher. Um meines, erzähle ich ihr, gibt es Kontroversen. Zwei Autoren haben den Verlag verlassen, weil sie nicht unter einem Dach mit mir publiziert werden wollen. «Aber Matthias», sagt sie, «du bist doch kein Verbrecher! Vielleicht sind sie sauer, weil du etwas weisst, was die nicht wissen.» Es folgen Erörterungen über die Weisheit von Mythen. Weisswein, Kalbsbäckchen mit Backpflaume. Russisches Rezept.

Orthodoxie und Indiana Jones

Ja, es gibt sie noch, die Intelligenz und die Poesie in dieser Stadt. Nach einem angeregten Abend mit Freunden im Friedrichshain, mit Diskussionen über die Orthodoxie, die Gnade und Indiana Jones, mit Wein und russischen und ukrainischen Liedern und denen der Beatles, zurück ins Hotel. Kilometerweit einspurig an verwaisten Baubarrikaden entlang durch die Nacht.

Normalerweise sind Taxifahrer in Reporterstücken tabu. Hier müssen sie sein, hier sind sie Zeugen. Mein Taxifahrer ist Türke der zweiten Generation. Nach der Ankunft sitzen wir noch lange zusammen. Er ist verzweifelt. Seine Kinder, studiert, finden keinen Job. «Deutschland war doch mal Vorbild. Pünktlich und fleissig und klug. Jetzt haben wir eine Aussenministerin, die kein Deutsch kann.»

Deutschland? In Berlin doch eher Somalia.



Matthias Matussek:
Armageddon. Roman.
Europa-Verlag. 288 S., Fr. 29.90

Raffinierte Bestrafung

Lily-Rose Depp, die Tochter von Johnny, spielt ihre erste grosse Hauptrolle. Was ist bloss in sie gefahren?

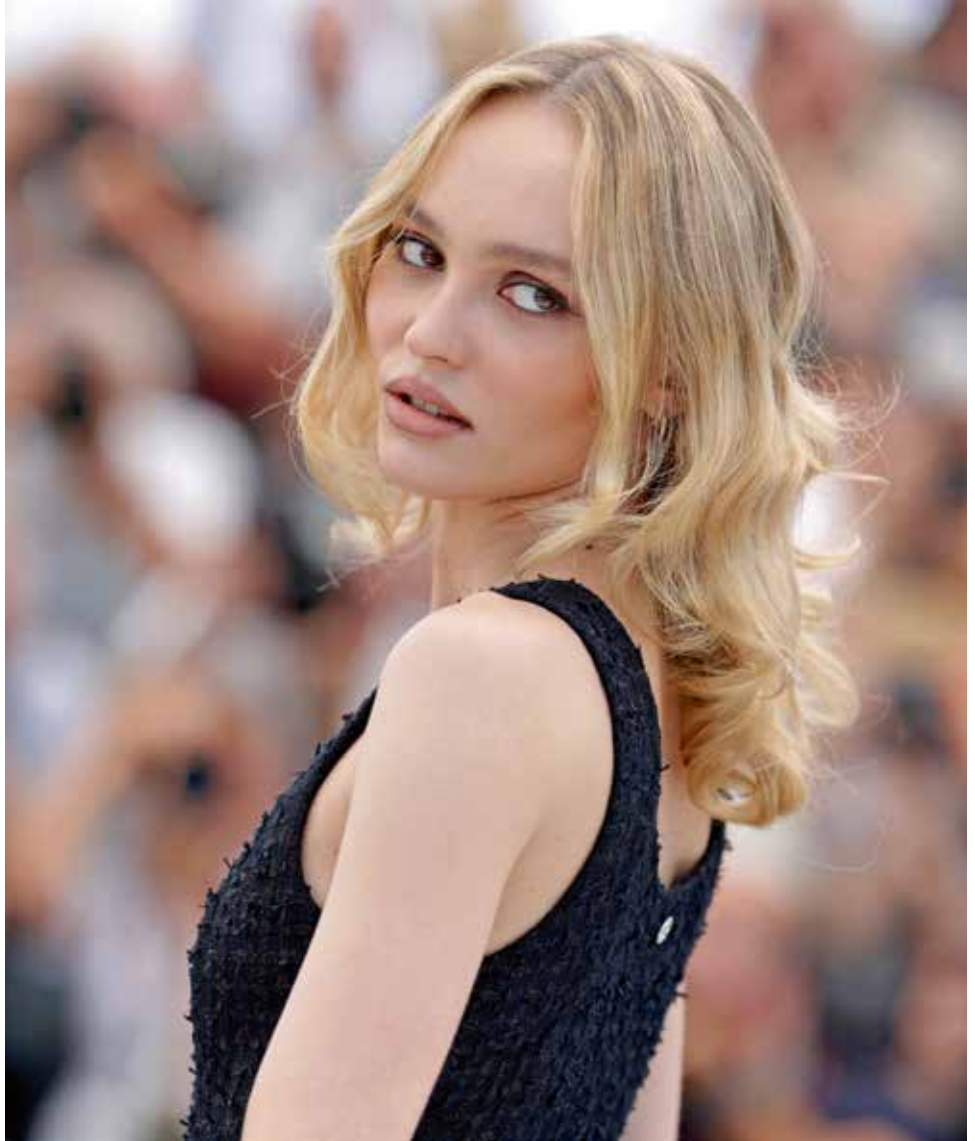
Julie Burchill

N*epo babies* stehen hoch im Kurs: «Sie hat die Augen – und den Agenten – ihrer Mutter», witzelte letztes Jahr das *New York Magazine* in einer Titelgeschichte. Diese Abkömmlinge von Berühmtheiten sind Paradebeispiele für den schleichenden Abbau der Meritokratie und die Perversität der Woke-Kultur, deren Vertreter von ihren *gated communities* aus Diversität predigen und gleichzeitig alles tun, um ihrem mittelmässigen Nachwuchs die besten Jobs zu sichern. Lily-Rose Depp ist die perfekte Verkörperung dieses Syndroms.

Hätte sie mit 23 die Hauptrolle eines psychisch kaputten Pop- und Sexstars in der HBO-Serie «The Idol» erhalten, wenn sie Lily-Rose Müller hiesse? Oder wäre mit 16 zur Markenbotschafterin von Chanel geworden mit dem Segen von Karl Lagerfeld persönlich? Ja, würde irgendwer von ihr reden, wäre sie nicht die Tochter von Johnny Depp (dem jämmerlichen Peter Pan, der sich zu Captain Hook entwickelt hat und mit bald sechzig Jahren immer noch davon träumt, Rockstar zu werden) und von Vanessa Paradis (die Depp unvergesslicherweise in einer Botschaft an Elton John als «erpresserische französische Fotze» bezeichnet hat)?

Eine Art Anziehungspuppe

Die Tochter einer Französin ist aufgestiegen, während Frankreich sich mit der existenziellen Frage quält, was es eigentlich für ein Land sei. Frühere französische Schauspielerinnen von der unvergleichlichen Bardot bis zur interessanten Binoche standen für etwas anderes als die amerikanischen Sexgöttinnen, die oft etwas Infantiles und Billiges an sich hatten: Sie waren weltgewandt und bodenständig zugleich. Depp dagegen gehört zum amerikanischen Typus: In «The Idol» lässt sie zu, dass der von The Weeknd gespielte Selbsthilfeguru sich gegenüber der von ihr verkörperten Popdiva Jocelyn immer üblere Freiheiten herausnimmt. Die Serie ist dermassen frauenfeindlich, dass sich «Fifty Shades of Grey» im Vergleich dazu fast schon wie Valerie Solanas' Antimänner-Manifest ausnimmt. Könnte aus Depp etwas Interessantes werden?



Im grossen Ganzen definiert: Schauspielerin Depp.

Zurzeit, mit 24, ist sie eine Art woke Anziehungspuppe. Als Teenager behauptete sie, «irgendwo auf dem LGBTQIA-Spektrum» zu sein. In einer späteren «Richtigstellung» sagte sie, damit habe sie sich im grossen Ganzen definieren wollen, nicht aber ihre Sexualität. Ein Jahr später war sie zwar noch nicht wahlberechtigt, unterstützte aber Bernie Sanders in seinem Wahlkampf.

Gegenwärtig scheint sie vor allem durch den Wind zu sein. «Du bekommst eine Rolle nur, wenn du der oder die Richtige dafür bist», sagte sie darüber, dass sie die Rolle von Jocelyn er-

hielt. Und da könnte was dran sein: Wenn eine Frau sich in einer Rolle öffentlich so demütigen lässt wie Depp, wenn eine Schauspielerin also für geeignet gehalten wird, um eine Frau darzustellen, die ihre Erniedrigung glorifiziert, dann kommt der Verdacht auf, dass «The Idol» vielleicht nichts anderes ist als die raffinierte Bestrafung eines *nepo baby* durch die Unterhaltungsindustrie, die von seinesgleichen die Nase voll hat.

Aus dem Englischen von Thomas Bodmer

Zauberünstler und Taschenspieler

Wie ich das Vertrauen in die etablierten Medien verlor.

Helmut Scheben

Seit dem Golfkrieg von 1991 war es den Medien in den USA verboten, Bilder von Särgen toter US-Soldaten zu zeigen. Die Massnahme wurde erst im Februar 2009 aufgehoben. Auch das Filmen toter oder verwundeter US-Soldaten war verboten, und das Verbot wurde vor allem im Irakkrieg mit extremer Härte durchgesetzt, wie Kameraleute berichteten. Als ich einmal im riesigen Archiv des Schweizer Fernsehens solche Aufnahmen suchte, fand ich eine einzige Sequenz, die etwa drei Sekunden dauerte. Ein amerikanischer Soldat versuchte da, aus einem brennenden Panzer zu klettern.

Tagi auf Einseitigkeit geprüft

Drei Sekunden von Tausenden Videos, die in diesem Krieg gedreht worden waren. Drei Sekunden, die – wie deutlich erkennbar – auf einen Fehler eines Cutters zurückzuführen waren, der ein «In» oder «Out» falsch gesetzt hatte, so dass

Sie sehen nur, was sie schon wissen. Das heisst: Sie wissen immer schon, was sie sehen werden.

Material sichtbar wurde, welches der Zensur anheimfallen sollte. Szenen einer Niederlage werden seit Vietnam nicht mehr gezeigt. Also gibt es keine Niederlagen mehr, denn die auf zweieinhalb Minuten komprimierten TV-News sind es, die in unseren Köpfen Geschichte schreiben

In seinem Buch «Liberty and the News» konstatierte 1920 der amerikanische Journalist und Medientheoretiker Walter Lippmann:

Die Zeitungsspalten sind öffentliche Informations-träger. Wenn diejenigen, die sie kontrollieren, sich das Recht herausnehmen, zu bestimmen, was zu welchem Zweck berichtet werden soll, dann kommt der demokratische Prozess zum Erliegen. (Lippmann S. 24)

Ich hätte mir noch vor ein paar Jahren nicht vorstellen können, dass mein morgendlicher Gang zum Briefkasten, um die Zeitungen zu holen, begleitet sei von einem leisen Kontrapunkt aus Widerwillen und Langeweile. Ich



Verbotene Bilder: US-Soldaten auf dem Air-Force-Stützpunkt Dove, 2009.

habe gern zum Morgenkaffee Papier in der Hand, statt auf einen Bildschirm zu schauen. Die Lektüre nimmt indessen von Jahr zu Jahr weniger Zeit in Anspruch. Das liegt zum einen daran, dass viele Themen mich nicht mehr interessieren, zum Beispiel die ewige Seifenoper britischer Royals, die täglich obligatorischen LGBTQ-Probleme, die #MeToo-Befindlichkeit von Groupies bei Rockkonzerten oder parlamentarische Untersuchungen, die herausfinden sollen, warum im Finanzkasino Banken an die Wand fahren.

Die wirklichen Probleme der meisten Menschen, der Krieg in der Ukraine, der eskalierende Konflikt zwischen den USA und China, also Vorgänge, die das Leben von Millionen Steuerzahlenden derzeit verändern und künftige Generationen belasten werden (Aufrüstung, Inflation, Energiepolitik, Sanktionspolitik, Asylwesen etc.) werden aber in unseren führenden Medien mit einem derart reduzierten Blickwinkel dargestellt, dass es mich fassungslos macht. Die Realitätsverweigerung erfolgt mit einer an Tollwut grenzenden Selbstverständ-

lichkeit. Ich habe mir die Mühe gemacht, als Beispiel den Zürcher *Tages-Anzeiger*, den ich abonniert habe, auf Einseitigkeit zu prüfen. Vom Angriff Russlands im Februar 2022 bis zum Jahresende 2022 habe ich rund einhundert Artikel angeschaut, die direkt vom Ukraine-Krieg handeln. Beim 100. Bericht war ich erschöpft von immer dem Gleichen. Fast alle schildern das Leid und das Heldentum der Westukraine in dem russischen Angriffskrieg und – in schrillen Farben – die Verbrechen Russlands.

Kenner von Waffensystemen und Geostrategie repetieren unaufhörlich, warum Russland besiegt werden müsse, und die Investigativen



kennen nichts anderes mehr als die Jagd nach irgendeinem Russen oder einer Russin, denen man noch das Vermögen enteignen könnte.

Auf hundert Artikel habe ich keine fünf gefunden, die berichteten, was auf der anderen Seite der Front passiert. Das Leid der prorussischen Ukrainer unter den Raketenangriffen und dem Artilleriefeuer der prowestlichen Ukrainer ist keiner Erwähnung wert. Die Menschen selbst scheinen dort für unsere grossen Medien nicht zu existieren. Berichtet wird ausschliesslich in der Optik der Nato, also in der Optik einer

Rüstungslobby, die weltweit als Brecheisen der Ordnungsmacht USA funktioniert.

Die Einseitigkeit der Berichte entspringt der Einseitigkeit der Quellen. Neben dem unausweichlichen britischen Geheimdienst (ob 007 mitarbeitet, bleibt bisher im Dunkeln) sind die täglichen Quellen unserer «Benachrichtigung»: Präsident Selenskyj und seine Entourage in Kiew sowie seine Freunde in Brüssel, London, Washington und die zugehörigen Experten und Nato-Denkfabriken. Die Russen erscheinen hauptsächlich als Verbrecher, die ihre Verbrechen leugnen.

Und wenn ein Damm bricht, der russische Verteidigungsstellungen und ein von Russland besetztes Gebiet weitgehend überschwemmt, dann finden alle deutschen Talkshows, aber auch das Schweizer Radiomagazin «Echo der Zeit» unverzüglich Experten, die wissen, dass es die Russen waren, die den Damm zerstört haben. Wie es auch die Russen sind, die sich selbst in dem Atomkraftwerk beschliessen, welches sie besetzt halten. «Tis the times' plague, when madmen lead the blind», heisst es bei Shakespeare im «King Lear».

In den Jahren vor dem russischen Angriff registrierten die OECD-Beobachter täglich Artilleriedetonationen, im Februar 2022 schliesslich Hunderte Explosionen pro Tag. Weit mehr als 10 000

Die Leitmedien haben sich als Lautsprecher in sinnlosen Kriegen erwiesen.

Tote haben die Kämpfe in der Ostukraine zwischen 2014 und 2022 gefordert. Dieser Krieg hat also nicht im Februar 2022 begonnen, sondern mit der vom ukrainischen Ex-Präsidenten Petro Poroschenko 2014 befohlenen «Antiterror-Operation» und der gnadenlosen Bombardierung der aufständischen Gebiete im Donbass.

Demos gegen Atombomben

Haben unsere Zeitungen darüber berichtet? Sie haben es unter den Teppich gekehrt. Sie sehen nur, was sie schon wissen. Das heisst: Sie wissen immer schon, was sie sehen werden. Also das, was ich jeden Morgen in den Zeitungen lesen kann. Und somit das, was ich nicht mehr lesen muss, weil ich schon weiss, was es ist, bevor ich die Zeitung aufschlage.

Im Herbst 1983 demonstrierte mehr als eine Million Menschen überall in der Bundesrepublik Deutschland gegen die Stationierung von Atombomben. Auch in mehreren Ländern, die Mitglieder der Nato waren, widersetzte sich eine Mehrheit der Menschen der weiteren atomaren Aufrüstung, denn es war klar, dass das vielbeschworene «Gleichgewicht des Schreckens» durch die britischen und französischen A-Bomben längst garantiert war. Bei der Debatte im Bundestag sagte Oppositionsführer Willy

Brandt, seine Partei, die SPD, werde mit Protestbriefen zugeschüttet:

Das sind Deutsche West und Deutsche Ost, das sind Europäer und Amerikaner, das sind Mütter und Väter, Grossmütter und Grossväter, Arbeiter und Unternehmer, Künstler und Soldaten, Hausfrauen, Rentner, und es sind Naturwissenschaftler und Ingenieure aller akademischen Grade. Ich frage mich, wem es guttut, wenn das Engagement und der versammelte Sachverstand dieser Mitbürgerinnen und Mitbürger mit der ganzen Arroganz der Macht in den Abfall geräumt werden.

Die FDP-CDU-Mehrheit des deutschen Parlamentes wählte für Volkes Stimme den Abfallkübel und beschloss die Stationierung von atomaren Mittelstreckenraketen. Diese wurden zwar im Rahmen eines Abrüstungsabkommens abgeschafft, gleichwohl lagern im Fliegerhorst Büchel in der Eifel heute amerikanische Atomsprenkköpfe. Deutsche Luftwaffenpiloten trainieren deren Einsatz im Rahmen der «nuklearen Teilhabe». Es ist kein militärisches Geheimnis, dass Russland stets das Hauptangriffsziel war und nach wie vor ist.

Im selben Jahr 1983 erscheint Christa Wolfs Buch «Kassandra», ein Text über eine Seherin, die vor ihrem Tod über den Untergang ihrer Heimat Troja nachdenkt:

Wann der Krieg beginnt, das kann man wissen, aber wann beginnt der Vorkrieg? Falls es da Regeln gäbe, müsste man sie weitersagen. In Ton in Stein eingraben, überliefern. Was stünde da? Da stünde unter anderen Sätzen: Lasst euch nicht von den eigenen täuschen.

Ich habe mich von den eigenen täuschen lassen, aber es hat lange gedauert, bis ich dessen gewahr wurde. Die *Süddeutsche*, die *Frankfurter Rundschau*, die *Neue Zürcher Zeitung*, der *Spiegel* und andere Blätter, das waren meine Leitmedien, als ich Journalismus lernte. Die grossen Medien, sowohl die gebührenfinanzierten wie die der privaten Konzerne, haben in allen Kriegen, die ich beobachten konnte, krachend versagt. Ihre Aufgabe wäre gewesen, das Handeln der Regierungen in Frage zu stellen, aber sie haben sich in vielen Fällen als Lautsprecher der Regierungspropaganda und als Kriegstreiber in ungerechtfertigten und sinnlosen Kriegen erwiesen.

Meine erste grosse Berufskrise kam, wenn ich mich recht erinnere, in den Balkankriegen. Ich fand nachts keinen Schlaf mehr, als ich merkte, dass da das Blaue vom Himmel heruntergelogen wurde. Tuzla war damals mein Schlüsselerlebnis. Die Stadt in Bosnien war 1993 als Schutzzone definiert worden, Blauhelme waren dort stationiert. Die bosnisch-muslimische Bevölkerung sollte vor serbischen Angriffen geschützt werden. Die serbische Artillerie schoss aber gleichwohl auf die Stadt, und diese Angriffe waren monatelang tägliche Meldung in den Radionach-

richten. Die westlichen Medien flossen über vor Empörung über den Beschuss der «safe area».

Ich fiel aus den Wolken, als mir 1995 Blauhelmsoldaten sagten: «Die Serben schiessen zwar manchmal da rein, aber die Artillerie in Tuzla schiess auch jede Nacht raus auf die umliegenden serbischen Dörfer.»

Tuzla wurde bei Nacht und Nebel von den USA mit Waffen versorgt. Es gab dort militärische Sperrgebiete, zu denen Uno-Einheiten der Zutritt verwehrt wurde. Dieselbe Regierung in Washington, die nach aussen hin die Rolle des «honest broker» spielte, um ein Ende des Krieges zu erreichen, organisierte im Geheimen «black flights», um das bosniakische Militär aufzurüsten.

Fussball mit Köpfen der Feinde?

Als ein norwegischer Blauhelmoffizier dies 1995 bemerkte und publik machte, bekam er den Befehl zu schweigen und wurde strafversetzt. Der britische Sender ITN/Channel 4 hatte einen Beitrag über die Sache gedreht, den ich für ein Magazin des SRG-Programms Schweiz 4 übernahm. Meine Versuche, Schweizer Medien auf die Enthüllungen aufmerksam zu machen, stiessen auf Indifferenz. In Bosnien wie auch im Kosovo bestimmte die Nato, was man wissen durfte und was nicht. Carla Del Ponte, Chefanklägerin in Den Haag, beklagte sich später, dass sie mit ihrer Bitte um Einsicht in die Geheimoperationen der Nato gegen eine Wand gelaufen sei (Carla Del Ponte: *La caccia. Io e i criminali de guerra.* 2008. S. 291 ff.).

Erst viel später erfuhr ich, dass führende PR-Agenturen der USA damals die Presse mit Schauergeschichten über serbische Konzentrationslager und Holocaustpläne

Die Verteufelung des Feindes ist ein bewährtes Instrument, welches so alt ist wie der Krieg selbst.

fütterten, welche ein gigantischer Medienapparat in Sekundenschnelle um die Welt jagte. Die Politikwissenschaftler Jörg Becker und Mira Beham haben in ihrer Studie «Operation Balkan: Werbung für Krieg und Tod» in amerikanischen Archiven weit über hundert solcher PR-Verträge nachgewiesen. Der Auftrag hiess, die Serben als Täter und die andern als Opfer darzustellen. James Harff, Chef der PR-Agentur Ruder Finn, beschrieb seinen Job folgendermassen:

*Unser Handwerk besteht darin, Nachrichten auszustreuen, sie so schnell wie möglich in Umlauf zu bringen [...] Die Schnelligkeit ist entscheidend. Denn wir wissen genau, dass die erste Nachricht von Bedeutung ist. Ein Dementi hat keine Wirkung mehr. (Mira Beham: *Kriegstrommeln. Medien, Krieg und Politik.* 1996. S.172 ff.)*

Harff zeigte gegenüber Jacques Merlino, einem stellvertretenden Chefredaktor von France 2, einen gewissen Berufsstolz, wenn er in aller Offenheit beschrieb, wie seine Agentur «mit einem grossartigen Bluff» ihren Auftrag erledigt habe, indem sie drei mächtige jüdische Lobbyorganisationen der USA dazu brachte, in Inseraten in der *New York Times* vor einem drohenden Holocaust auf dem Balkan zu warnen.

«Mit einem Schachzug konnten wir die Sache vereinfachen und sie darstellen als Geschichte von den guten und den bösen Jungs [...] Und wir haben gewonnen, denn wir haben das richtige Ziel ausgewählt, das jüdische Publikum (*targeting Jewish audience*). Sofort stellte sich eine bemerkbare Veränderung des Sprachgebrauchs in den Medien ein, begleitet von der Verwendung solcher Begriffe, die eine starke emotionale Aufladung hatten, wie etwa «ethnische Säuberung», «Konzentrationslager» und so weiter, und all das evoziert einen Vergleich mit Nazideutschland, Gaskammern und Auschwitz. Die emotionale Aufladung war so mächtig, dass niemand wagte, dem zu widersprechen.»

Der deutsche Aussenminister Joschka Fischer tourte folgerichtig mit der Parole «Nie wieder Auschwitz» durch Europa, und Verteidigungsminister Rudolf Scharping brachte unters Volk, man wisse, dass die Serben «mit den abgeschnittenen Köpfen ihrer Feinde Fussball spielen». Ein Foto, das als Beweis der serbischen Gräueltaten und als Argument für den Nato-Angriffskrieg um die Welt ging, zeigte einen entsetzlich abgemagerten Mann mit nacktem Oberkörper hinter Stacheldraht. Es erinnerte an die Fotos von deutschen Vernichtungslagern 1945. Die Aufnahme war – wie später nachgewiesen wurde – eine Fälschung. Das fragliche Flüchtlingszentrum Trnopolje war damals weder durch einen Stacheldrahtzaun abgesperrt, noch gab es dort halbverhungerte Menschen.

Wie die Tafeln der Zehn Gebote

Nichts hat sich geändert. Der Krieg generiert die ewig gleichen Propagandamittel. Ein in der Ukraine lebender «Schriftsteller aus Ostdeutschland» namens Christoph Brumme schrieb 2022 in der *NZZ am Sonntag* ein regelmässiges «Tagebuch», in dem er unter anderem vorhersagte, die Russen würden in der Ukraine Konzentrationslager einrichten und Putin sei ein zweiter Hitler. Er sei vermutlich schwerkrank und werde mit einer Atombombe seinen Suizid inszenieren. Und dergleichen mehr.

Schon im Golfkrieg von 1991 war die Kategorie der «eingebetteten Journalisten» entstanden, und es gibt wohl kaum einen Begriff, der besser umschreibt, wie dieser Beruf zu einer Art Prostitution verkommen kann. Der amerikanische Journalist John R. MacArthur hat in seiner Studie «Second Front: Censorship and Propaganda in the 1991 Gulf War» (auf Deutsch bei DTV: «Die Schlacht der Lügen») gezeigt, wie die Medien an

der Leine geführt wurden und wie die Öffentlichkeit getäuscht wurde.

Die Symbiose der grossen Medien und ihrer Regierungen wurde vollends zur Selbstverständlichkeit nach dem Anschlag von 9/11. Dieser wurde als Angriff einer feindlichen Macht definiert, und in dieser Logik wurde erst Afghanistan, dann der Irak angegriffen. Weltweit wurde ein «Krieg gegen den Terror» begonnen, und da man einmal am Aufräumen war, wurden *by the way* auch in Libyen und Syrien «unterdrückte Völker befreit». Die Resultate sind in all diesen Ländern zu besichtigen. Der renommierte Wissenschaftsjournalist und Friedensaktivist Norman Cousins hatte der ideologischen Mission der Supermacht USA schon 1987 einen Namen gegeben: «The Pathology of Power».

Mir ist unverständlich, wie Journalisten, die so oft von Regierungen belogen wurden, weiterhin die politischen Vorgaben von oben verbreiten, als seien es die Tafeln der Zehn Gebote. Im Juni 2011 sagte US-Aussenministerin Hillary Clinton vor laufenden Kameras, sie habe jetzt den Beweis, dass der libysche Herrscher Muammar al-Gaddafi «systematische Vergewaltigung» als Strategie einsetze. Zu diesem Zeitpunkt herrschte Bürgerkrieg in Libyen. Die libysche Armee versuchte, einen Aufstand niederzuschlagen, der im Sog



Bomben gegen serbischen Dörfer:

des sogenannten Arabischen Frühlings seit Februar 2011 eskalierte. Die USA und ihre Nato-Verbündeten bombardierten seit März 2011 das Land, um – so die offizielle Argumentation – dem von Gaddafi unterdrückten libyschen Volk zu helfen und «eine Flugverbotszone durchzusetzen».

Als lebender Beweis für den Vorwurf der Vergewaltigungen galt eine Libyerin namens Iman al-Obeidi. Die Frau hatte sich am 26. März 2011 Zugang zum Luxushotel «Rixos Al Nasr» in Tripolis verschafft. Hotelpersonal und Security-Leute versuchten zu verhindern, dass sie Kontakt mit den Journalisten aufnahm, die dort beim Frühstück sassen. Die Frau schrie, sie sei drei Tage zuvor von Milizionären Gaddafis an einem Checkpoint entführt und vergewaltigt worden.

Der libysche Regierungssprecher Moussa Ibrahim erklärte später, man habe Frau Obeidi zunächst für alkoholisiert und psychisch gestört gehalten. Dann habe man festgestellt, dass ihre Angaben glaubwürdig seien. Der Fall sei in den Händen der Justiz. Es handle sich um gewöhnliche Kriminalität und nicht um ein politisches Verbrechen.

Frau Obeidi wurde von CNN und zahlreichen anderen Medien interviewt. Sie figurierte als Beweis für die Verruchtheit des libyschen Staatsoberhauptes Gaddafi. Dabei schien

den grossen Medien kaum erwähnenswert, dass libysche Ärzte die Frau betreut hatten, die Vergewaltigung bestätigt hatten und die libysche Polizei kurz darauf Tatverdächtige festgenommen hatte.

In einem Büro von Amnesty International in Zürich fragte ich 2011, was an den Vorwürfen dran sei. Ich erhielt die Auskunft, Amnesty habe mehrere Monate lang in Libyen ermittelt und keine Bestätigung für den Vorwurf der Massenvergewaltigung gefunden. Auch der Sprecher der libyschen Organisation Human Rights Solidarity, die den Aufständischen nahestand, sagte mir am Telefon: «Wir haben keine Beweise. Der einzige konkrete Fall ist der von Frau Obeidi.»

Gaddafis Kingsize-Bett

Der Mist war indessen geführt, und die Story erfuhr eine geradezu rasende Proliferation in westlichen Medien. Meine Google-Suche am Sonntag, 20. Juli 2011, zeigte 21 Millionen Ergebnisse. Der Chefankläger des Internationalen Strafgerichtshofes in Den Haag, Luis Moreno Ocampo, lieferte ein vorzügliches Schmiermittel für den Medienapparat mit der Bemerkung, er habe tatsächlich «Informationen» über Massenvergewaltigungen. Auf die Frage eines Journalisten, was er von Berichten halte, Gaddafi lasse Viagra

importieren, damit seine Soldaten vergewaltigen könnten, entgegnete der Chefankläger nicht etwa: «Lassen Sie mich mit solchem Blödsinn in Ruhe.» Er sagte stattdessen den perfiden Satz, man sammle noch Beweise: «Yes, we are still collecting evidence.»

Das Fantasiegebilde wucherte wochenlang weiter. Die Schweizer Zeitung *Le Matin* trieb das kreative Storytelling bis zu der Fotoabbildung eines Kingsize-Bettes samt Lampe und Nacht-

Wenn der Feind ein Ungeheuer ist, welches das Böse an sich verkörpert, sind Kriege leichter zu rechtfertigen.

tisch: angeblich ein Raum in einem unterirdischen Bunker, wo laut dem Blatt Gaddafi seine weiblichen Opfer missbrauchte. Ich habe in dieser Zeit keinen Journalisten getroffen, der sagte, er schäme sich dafür, dass er durch seine Berufswahl zu dieser Branche gehöre.

Die Verteufelung des Feindes ist ein bewährtes Instrument, welches so alt ist wie der Krieg selbst. Der Historiker Gerhard Paul hat in seinem Standardwerk «Bilder des Krieges, Krieg der Bilder» anhand von über 200 Abbildungen dargestellt, wie die modernen Bildmedien den Krieg als Ikonografie in der kollektiven Erinnerung einbrannten. Dabei geht laut Gerhard Paul die Wirklichkeit in gleichem Mass verloren, wie die Bilder perfektioniert und standardisiert werden.

Medienwirksam sind stets Verbrechen an Kindern. Das geht von der kuwaitischen «Pflegerin Nayirah», die vor einem Menschenrechtskomitee des US-Kongresses sagte, sie habe gesehen, wie irakische Soldaten Brutkasten-Babys die Schläuche herausrissen, was sich später als eine Erfindung der PR-Agentur Hill & Knowlton erwies, bis zur Menschenrechtsbeauftragten Ljudmyla Denissowa in Kiew, die im Juni 2022 ihren Job verlor, weil klargeworden war, dass sie Lügen verbreitet hatte. Darunter die Behauptung, sie habe Beweise, dass russische Soldaten Kleinkinder vergewaltigt hätten.

Die Darstellung des Feindes als bestialisches Ungeheuer scheint ein unvermeidbares Stereotyp der Kriegspropaganda. Im Ersten Weltkrieg war die Story, deutsche Soldaten hätten einer belgischen Frau ihr Baby entrissen, diesem die Hände abgehackt und selbige dann verspeist, ein Dauerbrenner in der französischen und britischen Presse.

Wenn der Feind ein Ungeheuer ist, welches das Böse an sich verkörpert, sind Kriege leichter zu rechtfertigen. Ich habe in mehr als vierzig Jahren journalistischer Arbeit feststellen müssen, dass die grossen Medien solche Propagandazerählungen meist unkritisch verbreiten und erst sehr spät oder nie bereit sind, ihre Fehler einzugestehen. Die *New York Times*, die bei ihren Leserinnen und Lesern für die Falschinformation rund um den Irakkrieg um Vergebung bat, ist der



US-Präsident Bill Clinton im bosnische Tuzla, 1996.

einzig mir bekannte Fall. In neunzehn Arbeitsjahren beim Schweizer Fernsehen SRF ist mir kein Fall bekanntgeworden, in dem eine Sendung sich für falsche Nachrichten entschuldigt hätte. Mit Ausnahme der Sendung «Meteo», wenn die Wetterprognose falsch war.

2011 machte ich Amnesty International Schweiz darauf aufmerksam, dass es keine Fernsehbilder von den Zerstörungen der Nato-Luftangriffe in Libyen gab. Die Fernsehstudios der libyschen Regierung waren in der ersten Angriffswelle in Schutt und Asche gelegt worden. Die Nato-Kommandozentrale in Neapel konnte dadurch verhindern, dass emotionale Bilder von Opfern, die aus den Trümmern gezogen worden waren, auf westlichen TV-Kanälen zu sehen waren. Das Problem war den grossen Medien nicht aufgefallen oder von ihnen ignoriert worden.

Bitte keine kritischen Fragen

Der Amnesty-Sprecher erwiderte mir damals, diese Einseitigkeit der Darstellung mache ihnen auch grosse Sorgen. Als ich abends mit dem Cutter am Schnittplatz den Beitrag für die «Tagesschau» fertiggestellt hatte, sagte der Tages-Chef bei der Abnahme, dieser Satz des Amnesty-Sprechers müsse raus aus dem Beitrag. Auf meine Frage nach der Begründung hiess es: «Sonst könnten die Zuschauer ja denken, Gaddafi sei gar nicht so böse und am Ende noch im Recht.»

Die Konzernmedien und die gebührenfinanzierten Anstalten dominieren den Nachrichtenmarkt. Sie behaupten alle von sich, sie seien die vierte Gewalt, die den Mächtigen auf die Finger schaue, und dadurch werde Demokratie erst ermöglicht. Meine Erfahrung ist: Sie sind viel mehr Gläubige in einer Art von Religionsgemeinschaft, die sich als Achse des Guten sieht. Wer ihre Weltsicht nicht teilen will, der wird totgeschwiegen, diffamiert oder schlicht verboten.

In diesem Sinne arbeiten die Regierungen und ihre zugewandten Medien effizient. Die 27 Länder der Europäischen Union haben die

Wahrnehmung wird nicht von tatsächlichen Ereignissen bestimmt, sondern von Erwartungshaltungen.

russischen Nachrichtensender RT und Sputnik verboten. Wer sie verbreitet oder empfängt, zahlt zum Beispiel in Österreich bis zu 50 000 Euro Strafe. So einfach glaubt man, die Meinungseinfalt durchsetzen zu können. Protest oder Kritik aus den grossen Redaktionen der vierten Gewalt? Null.

Während in den russischen Social Media mit erstaunlicher Härte kontrovers über diesen Krieg diskutiert wird, versuchen westliche Medien uns mit obsessiver Emsigkeit einzutrichtern, dass in Russland jeder eingesperrt wird, der etwas gegen diesen Krieg sagt. «Zehn



Achse des Guten: Luftangriff auf Bengasi, 2011.

Jahre Gefängnis fürs Denken» titelte die *Neue Zürcher Zeitung* (6. Juni 2023).

In Kiew sind oppositionelle Medien schlicht verboten. Muss man darüber berichten? Offensichtlich nicht. Das wird dann beiläufig, quasi als abschweifender Schlenker, in acht Wörtern abgehandelt: «Seit Kriegsbeginn zeigen die ukrainischen Sender ein Gemeinschaftsprogramm» (*Tages-Anzeiger*, 28. Juli 2022). Gemeinschaftsprogramm? Das tönt schon fast wie gemeinnützige Arbeit.

Das Verschweigen hat System. Nirgends wird das so sichtbar wie in dem Stillschweigen, welches unsere führenden Medien über die um sich greifende Zensur der Social Media bewahren. Wenige Wochen nachdem die EU die russischen Sender verboten hatte, kündigte Google an, weltweit alle mit Russland verbundenen Medien zu blockieren. Wie so oft bei Big Tech kam der Druck angeblich von der eigenen Belegschaft: «Mitarbeiter von Google hatten Youtube gedrängt, zusätzliche Strafmassnahmen gegen russische Kanäle zu ergreifen.»

Millionen von Beiträgen verschwinden von der Plattform. Der Investigativjournalist Glenn Greenwald, der an den Enthüllungen von Edward Snowden beteiligt gewesen war, hat auf diese extreme Zensurkampagne und die

Dollarmilliarden hingewiesen, die dabei eine Rolle spielen:

«Es ist wenig überraschend, dass die Monopole des Silicon Valley ihre Zensurmacht in voller Übereinstimmung mit den aussenpolitischen Interessen der US-Regierung ausüben. Viele der wichtigsten Tech-Monopole – wie Google und Amazon – bemühen sich routinemässig um äusserst lukrative Verträge mit dem US-Sicherheitsapparat, einschliesslich der CIA und der NSA, und erhalten diese auch. Ihre Topmanager unterhalten enge Beziehungen zu Spitzenvertretern der Demokratischen Partei. Und die Demokraten im Kongress haben wiederholt Führungskräfte aus der Tech-Branche vor ihre verschiedenen Ausschüsse zitiert, um ihnen mit rechtlichen und regulatorischen Repressalien zu drohen, falls sie die Zensur nicht stärker an die politischen Ziele und Interessen der Partei anpassen.»

Wer die Twitter-Files liest, der weiss, wie das System funktioniert. Eine diskrete Intervention des FBI kann bewirken, dass führende Medien politisch heikle Themen so lange auf Eis legen, bis die «Gefahr», in dem Fall eine Wahlniederlage des Kandidaten Joe Biden, gebannt ist.

Was mich damals schockierte und auch heute fassungslos macht, ist das Kesseltreiben, das von einer Medienmeute reflexartig in Gang ge-



setzt wird, wenn einige wenige es wagen, gegen den Strom zu schwimmen und die veröffentlichte Meinung in Frage zu stellen. Die Politologin Mira Beham sagte mir, sie habe in der *Süddeutschen Zeitung* Schreibverbot bekommen, weil sie zu argumentieren wagte, in den Balkankonflikten komme man nicht weiter mit dem Täter-Opfer-Schema, die Sache sei komplexer. Heutzutage verliert ein renommierter Journalist wie Patrick Baab seinen Lehrauftrag an der Universität Kiel, wenn er es wagt, aus dem Donbass «von der falschen Seite der Front» zu berichten.

Virilios «Industrie des Vergessens»

George Orwells dystopische Vision des «Newspeak» und der «Wahrheitsministerien» ist auf dem besten Weg, Realität zu werden. Wir erleben in dieser Hinsicht tatsächlich eine Zeitenwende, wenn auch der deutsche Kanzler etwas anderes meinte, als er den Begriff gebrauchte.

Der Medienwissenschaftler Uwe Krüger hat dokumentiert, dass die meisten Alphatiere der etablierten Medien Mitglieder in Nato- und US-affinen Institutionen sind. Natürlich gibt es den Faktor Zwang und Anpassung, etwa die bekannte Tatsache, dass im Axel-Springer-Verlag (*Bild*, *Welt*) jeder Mitarbeiter den Statuten zustimmen muss, die die Unterstützung des trans-

atlantischen Bündnisses und die Solidarität mit den USA einfordern.

Gleichwohl sollte man vorsichtig sein mit dem Schmähwort «Lügenpresse». Die Sache ist unendlich komplizierter. Da ist zum einen, was die News-Gefässe angeht, ein System, das auf Verkürzung und überhöhten Drehzahlen beruht. Der Philosoph Paul Virilio sprach von einer «Industrie des Vergessens», die mit neuen Nachrichten unaufhörlich zuschüttet, was eben noch

Man sollte vorsichtig sein mit dem Schmähwort «Lügenpresse». Die Sache ist komplizierter.

gemeldet wurde. Ein Nachrichtenapparat, der stark zerkleinerte Bruchstücke von Ereignissen produziert, kann keine Zusammenhänge und Hintergründe liefern, selbst wenn wohlgesinnte Journalistinnen und Journalisten dies wollten.

Und sie wollen es. Ich habe in meinem ganzen Leben kaum Medienleute getroffen, die fälschen oder unredlich berichten wollten. Die Leute lügen nicht, sondern sie sind meist überzeugt von dem, was sie sagen und schreiben. Sie sind in ihrer ganzen Lebensgeschichte, in ihrer Ausbildung und in ihren sozialen Kontakten geprägt und eingebunden durch die Weltsicht ihrer Umgebung. Da ist dieser «riesige Brocken Wahrheit», den der israelische Historiker Shlomo Sand «implantiertes Gedächtnis» genannt hat:

Wir alle werden in ein Universum von Diskursfeldern hineingeboren, das die ideologischen Machtkämpfe früherer Generationen geformt haben. Noch ehe sich der Geschichtswissenschaftler das Rüstzeug zu einer kritischen Hinterfragung aneignen kann, formen all die Geschichts-, Politik- und Bibelstunden in der Schule, die Nationalfeiertage, Gedenktage, öffentlichen Zeremonien, Strassennamen, Mahnmale, Fernsehserien und sonstige Erinnerungssphären seine Vorstellungswelt. In seinem Kopf fliegt ein riesiger Brocken «Wahrheit», den er nicht einfach umgehen kann. (Shlomo Sand: Die Erfindung des jüdischen Volkes. S. 40)

Das Problem einer Branche, die unter dem Namen Journalismus der täglichen Wahrheitsfindung dienen soll, ist jedem Zauberkünstler und Taschenspieler geläufig: Wahrnehmung wird nicht von tatsächlichen Ereignissen bestimmt, sondern von Erwartungshaltungen. Von einem riesigen Brocken «Wahrheit».

Helmut Scheben, geboren 1947 in Koblenz, Deutschland, studierte Romanistik in Mainz, Bonn, Salamanca und Lima. 1980 promovierte er zum Doktor phil. an der Universität Bonn. Von 1980 bis 1985 war er als Presseagentur-Reporter und Korrespondent für Printmedien in Mexiko und Zentralamerika tätig. Ab 1986 war er Redaktor der *Wochenzeitung (WoZ)* in Zürich, von 1993 bis 2012 Redaktor und Reporter im Schweizer Fernsehen SRF, davon 16 Jahre in der «Tagesschau».

Dieser Artikel erschien zuerst bei Globalbridge.ch.

Klima-Politikerin: Nach Bali kommt Hawaii

0,6 Tonnen CO₂ sollte eine Person pro Jahr maximal verursachen, damit sich der Klimawandel aufhalten lässt. Das gibt die Stiftung Myclimate als Wert an. Der effektive Schnitt in der EU liegt bei 8,4 Tonnen.

Wer das ernst nimmt und sich dennoch für einen Langstreckenflug entscheidet, hat sein Guthaben auf einen Schlag für mehrere Jahre «eingelöst».

Das ist in diesen Sommerferien der Fall bei Laura Bucher, SP-Regierungsrätin im Kanton St. Gallen. In einer Befragung des *St. Galler Tagblatts* schildert sie die Ferienpläne ihrer vierköpfigen Familie.

Das Reiseziel von Bucher heisst: Hawaii. Laut dem Klimarechner verursacht ihr Trip einen CO₂-Ausstoss von 16,5 Tonnen. Mehr als 4 Tonnen pro Person – also das Siebenfache des empfohlenen Jahresmaximums.

Das Portal Ecorating.ch stuft Laura Bucher vor ihrer Wahl als «100 Prozent klimafreundlich» ein. Dafür reichte ihre Angabe zu politischen Fragen. Das persönliche Verhalten wurde nicht untersucht.

Mit gutem Gewissen konnte sie bei der Umfrage eine Verteuerung von Inlandflügen sowie Flügen ins nahe Ausland befürworten. Die rund 13 000 Kilometer von Zürich nach Honolulu fallen aber nicht darunter. Genauso wenig wie ihr Flug nach Bali im Sommer 2018. An jene Reise erinnerte sie ein Jahr später in den sozialen Medien und schrieb dazu: «Dieses Jahr sind wir klimafreundlicher unterwegs.»

Womit die damaligen 16,1 Tonnen ausgestossenes CO₂ wohl auch bereits wieder erledigt waren.

Stefan Millius



Das gute Gewissen fliegt mit: Sommerferien mit SP-Regierungsrätin Bucher.

Klimawunderland USA

Wie Amerika Europa den Meister zeigt.

Friedbert Pflüger

Lange haben die Europäer, allen voran die Deutschen, sich den Vereinigten Staaten klimapolitisch überlegen gefühlt. Die USA sind dem Kyoto-Vertrag nie beigetreten und haben unter Donald Trump das Pariser Klimaabkommen gekündigt. Beim Militär und im Digitalbereich galt die Dominanz der Neuen Welt in Europa als unumstritten – beim Klima aber fühlte man sich in Brüssel und Berlin als Weltspitze. Die Inflation Reduction Act (IRA) wird das ändern. Die Amerikaner könnten schon bald beim Klimaschutz an Europa vorbeiziehen.

Mit der Verabschiedung der IRA im August 2022 rückte die Klimapolitik plötzlich ins Zentrum machtpolitischer und ökonomischer Interessen. Erst jetzt beginnt man bei uns, die Dimension des Gesetzes zu begreifen. Dabei ist die Begrenzung der Erderwärmung nicht das erste Ziel der Amerikaner. Vielmehr geht es bei der IRA zunächst um die Stärkung der amerikanischen Mittelklasse, die Reindustrialisierung des Rust Belt und um die Macht Washingtons im Konzert der Grossmächte. Die Biden-Administration erntet dafür mehr und mehr Zustimmung auch bei republikanischen Gouverneuren und Senatoren. Die IRA könnte als eines der wichtigsten amerikanischen Gesetzespakete in die Geschichte des 21. Jahrhunderts eingehen. Man schafft ein Wirtschaftswunder – und wird gleichzeitig zum Klimawunderland.

Offen für Erdgas und Kernkraft

Die IRA wirkt in erster Linie mit sogenannten *tax credits*, einem System verschiedener Ebenen von steuerlichen Vergünstigungen in Höhe von 250 Milliarden Dollar. Dadurch werden Innovationskraft und Effizienz gezielt gefördert und attraktive Anreize für Unternehmen in aller Welt gesetzt, in saubere Energien in den USA zu investieren beziehungsweise dort zu produzieren. Die IRA schafft einen Gesetzesrahmen für zehn Jahre, der durch das steuerliche Anreizsystem unbürokratischer und schneller wirkt als die vor allem auf Subventionen und staatlichem Mikromanagement beruhende Gesetzgebung in der EU und ihren Mitgliedstaaten. Vor allem ist die

IRA innovationsoffen: Sie fördert zu Recht den Ausbau der Solar- und Windenergie, aber auch zum Beispiel «blauen», aus Erdgas gewonnenen Wasserstoff, sofern er mit Carbon Capture Storage (CCS) klimaneutral hergestellt wird. Und sie fördert die Herstellung synthetischer Kraftstoffe, sogenannter E-Fuels, die klimaneutral produziert werden und Kerosin und Benzin beigemischt werden sollen. Schliesslich ist die IRA auch offen für eine neue Generation von smarterer Nukleartechnik oder die Kernfusion. Sie ist offen für neue techno-



Es gibt viele Beispiele europäischer Unternehmen, die in den USA investieren: VW, Linde, Holcim.

logische Entwicklungen und KI-Anwendungen, sie unterstützt Start-ups, die neue Wege gehen – und entsagt damit der Hybris vieler europäischer Politiker, die heute schon mit Sicherheit vorher sagen wollen, welche Technologien in dreissig Jahren entscheidend sind, und die Alternativen verbieten.

Elektroautos sind sicher ein Fortschritt, jedenfalls dann, wenn der Strommix aus erneuerbaren Energien besteht. Aber ist es klug, angesichts der Rohstoffabhängigkeit von China ausschliesslich darauf zu setzen? Könnte es nicht in einigen Jahren effektiver sein, der bestehenden PKW-Bestandsflotte von 1,4 Milliarden PKW (und dem Schwerlastverkehr) klimaneutrale synthetische Kraftstoffe beizumischen? Anstatt diesen Weg offenzulassen, versuchte Brüssel, den Verbrenner ab 2035 zu verbieten. Winston Churchill formulierte 1913 das Grundgesetz der Energiesicherheit: «variety and variety alone». Diese Vielfalt gilt für die Länder, von denen man Energie und Rohstoffe bezieht – aber auch für Energieträger und Technologien. Die Amerikaner fördern zu Recht die Elektromobilität, aber bleiben offen für technologische Alternativen. Das Unternehmen HIF will bis 2030 zirka 140 000 Barrel E-Fuels produzieren, damit 25 Millionen Tonnen CO₂ einsparen und fünf Millionen Fahrzeuge

klimaneutral machen. Wo macht das HIF? In den USA. Sicher nicht nur, aber auch wegen der IRA.

Es gibt inzwischen viele Beispiele von europäischen Unternehmen, die vor dem Hintergrund der IRA Neuinvestitionen in den USA vornehmen: von BMW und VW über Linde oder Holcim bis zu energieintensiven Unternehmen wie dem Kupfer-Weltmarktführer Aurubis aus Hamburg.

Die IRA ist ein Alarmzeichen für die europäische Klimapolitik. Sie ist angesichts der bedrohlichen Erderwärmung zu Recht hochambitioniert. Aber bisher bleiben die Ergebnisse eher dürftig. Trotz aller Anstrengungen besteht der globale, aber auch der europäische Primär-Energie-mix immer noch zu fast 80 Prozent aus fossiler Energie. Man kann irgendwie verstehen, dass junge Leute sich frustriert abwenden angesichts der auseinander klaffenden Lücke von Klimarhetorik und greifbaren Resultaten.

Es geht nur mit der Wirtschaft

Wie können wir es besser machen? Die EU versucht, und das ist richtig, so weit wie möglich unter das Dach der IRA zu schlüpfen, sozusagen ein kleines Freihandelsabkommen für das Klima zu erreichen. Inwieweit das gelingt, bleibt abzuwarten. Die Europäer sollten «Brückentechnologien» fördern und diejenigen zurückweisen, die diese als Log-in, als «Fortsetzung fossiler Geschäftsmodelle» diffamieren. Man muss die Wirtschaft mitnehmen auf dem Weg in die Klimaneutralität, es geht nur mit ihr, ihrem Sachverstand und ihrer Erfahrung.

Ins Zentrum muss das marktwirtschaftliche Instrument des Zertifikatehandels rücken. Ins Zentrum muss die Technologie CCS und Carbon Capture Use (CCU). Mit CCS und CCU können wir nicht nur in Europa, sondern überall auf der Welt die grössten Umweltverschmutzer schon bald dekarbonisieren.

Friedbert Pflüger ist Unternehmensberater und Hochschullehrer. Er war ein enger Mitarbeiter des deutschen Bundespräsidenten Richard von Weizsäcker sowie Bundestagsabgeordneter und Parlamentarischer Staatssekretär (CDU). Seine neue Stiftung Clean Energy Forum (CEF) unterstützt eine marktwirtschaftlich orientierte Klimapolitik.

Die Platzhirsche machen nicht Platz

Vor 25 Jahren begann der Boom der Online-News. Er wurde zum Triumph der alten Medien.



Zahlen lügen nicht, wie man weiss, und am wenigsten lügen Nutzerzahlen. Sie lassen sich nicht frisieren wie Auflagezahlen.

Betrachten wir also einmal, welche Anbieter bei den Online-News die besten Nutzerzahlen haben. Gehen wir zuerst in die USA, wo vor 25 Jahren der Boom des digitalen Journalismus begann. Die meistbesuchte News-Website ist hier jene der *New York Times*, darauf folgen die von CNN und Fox News. Alle drei sind altbewährte Medienmarken.

Oder werfen wir einen Blick nach Grossbritannien, das im Netz der Taktgeber in Europa war. Hier liegen bei den Online-News die traditionellen Anbieter BBC, *Daily Mail* und *The Guardian* vorn. Die BBC, obschon bereits 101 Jahre alt, ist der Junior im Führungstrio.

In der Schweiz ist der Befund ähnlich. Die höchsten Nutzerzahlen bei den Online-News hat *20 Minuten*, darauf folgen *Blick*, *NZZ* und das Schweizer Fernsehen. Das ist im internationalen Vergleich etwas ungewöhnlich. *20 Minuten* ist erst 24 Jahre alt, aber auch *20 Minuten* startete als herkömmliche Zeitung auf Papier und nicht als Internet-Geschäftsmodell. Die anderen sind ohnehin Medienbrands mit jahrzehnte- oder gar jahrhundertelanger Tradition.

Ich weiss nicht, wie oft man mir gesagt hat, das Internet werde die alten Medien zerstören, weil sie in ihrer Zeitungskultur steckengeblieben seien. Ich weiss nicht, wie oft man mir gesagt hat, das Internet mache es leicht für Neueinsteiger im News-Geschäft, weil hier, im Gegensatz zum Print, keine hohen Kosten für Papier, Druck und Distribution anfallen würden.

Beides ist nicht eingetroffen, wie auch ein

Blick in unsere Nachbarländer zeigt. Die meistbesuchte News-Site in Frankreich betreibt *Le Monde*, in Italien ist die Nummer eins die *Repubblica*, in Deutschland ist es die *Bild* und in Österreich die *Kronenzeitung*. Die alten nationalen Blätter mit den höchsten Druckauflagen sind heute auch die Spitzenreiter im Geschäft der Online-Information.

Mit dem Vormarsch der Online-News glauben viele Anbieter ausserhalb der vermeintlich antiquierten Medienbranche, es stünden ihnen nun die Tore zum Informationsmarkt

Neue Medienmarken müssen ihr Publikum praktisch jeden Tag von neuem gewinnen.

weit offen. Ein gutes Beispiel war die amerikanische Vice-Gruppe, die vom Chiphersteller Intel mitfinanziert wurde. Vice baute News-Sites in über zwanzig Ländern auf, darunter auch in der Schweiz, und rühmte sich für ihren «mutigen und unbequemen Journalismus». Im Mai dieses Jahres meldete Vice Insolvenz an.

Ebenfalls in diesem Frühjahr machte BuzzFeed seine News-Site dicht. BuzzFeed war jahrelang eine Pilgerstätte für Chefredaktoren aus ganz Europa. Sie flogen nach New York, weil man dort offenbar den goldenen Schlüssel dafür gefunden hatte, wie das junge Publikum journalistisch zu erreichen sei. «Das Ende hochfliegender Medienpläne», kommentierte die *NZZ* das Aus von BuzzFeed von ihrem 243-jährigen Alterssitz aus.

Interessant daran ist die Bestätigung einer alten Regel. Es ist unglaublich schwierig, eine neue Medienmarke aufzubauen, die dann auch nachhaltig ist.

Im Grunde haben es weltweit nur zwei Newsportale geschafft, mit den alten Platzhirschen aus dem Verlags- und Fernsehgeschäft gleichzuziehen. Das sind Yahoo und MSN aus dem Hause Microsoft. MSN ist auch in der Schweiz aktiv.

Neue Medienmarken haben einen entscheidenden Nachteil. Sie müssen ihr Publikum praktisch jeden Tag von neuem gewinnen. Das Publikum ist nicht loyal und stets auf dem Sprung. Traditionelle Medienmarken, von *NZZ* bis BBC, haben diesen Nachteil nicht. Ihre Nutzer sind treuer und verbundener, sie kündigen ihre Loyalität auch dann nicht auf, wenn die Redaktion sie mal nicht überzeugt.

Auch in der Schweiz haben es die Quereinsteiger im digitalen Info-Markt schwer, die keinen bewährten Zeitungstitel oder TV-Kanal im Namen tragen. Blue News, die Tochter von Swisscom, hat sich zwar durchaus im Markt etabliert, ist aber weit von den Spitzenrängen entfernt. Auch Watson, das Newsportal aus dem Hause CH Media, ist beim Traffic trotz hoher Investitionen nie auch nur in die Nähe der bestehenden Konkurrenten wie *Blick* und *20 Minuten* vorgestossen.

Neue Marken brauchen lange, bis sie eine hohe Glaubwürdigkeit erworben haben. Glaubwürdigkeit beim Publikum hat mit Vertrauen zu tun und muss erdauert werden. Darum schlagen sich die alten, antiquierten Medien auch im neuen Markt so gut.

Solange sie rollt, ist Frankreich nicht verloren

Die Tour de France ist eine epische Feier der unvergänglichen Grande Nation. Nirgends sonst ist die vielfältige Schönheit unseres Nachbarlands eindrücklicher zu erleben. Der kulturelle Reichtum zwischen Normandie und Côte d'Azur bleibt einzigartig.

Jürg Altwegg

Die Szenen der blindwütigen Zerstörung gingen um die Welt – abgefackelte Autos, brennende Schulen und Polizeiposten, geplünderte Geschäfte. Auch friedliche Kleinstädte erfasste der Flächenbrand, er hat Frankreich in der Nacht um den Schlaf gebracht.

Schleichend kam mit den Schulferien die Erlösung aus der Schockstarre. Am Samstagmorgen nach der vierten Krawallnacht erfolgte der Startschuss zur Tour de France jenseits der französischen Aktualität und Wahrnehmung: in Bilbao, im spanischen Teil des Baskenlands. Von den Pyrenäen-Etappen hatten die Radsportexperten nicht viel mehr als ein Aufwärmen und erste Scharmützel erwartet, wird *L'Equipe* im Nachhinein selbstkritisch einräumen: Als «Umweg» seien sie geplant worden.

Klöster und Schlösser

Die Tour führte schneller als erwartet über die emblematischen Pässe und durch die Tiefe der Provinz direkt in die «France profonde», ins Herz des tausendjährigen Frankreich, das seine Radrundfahrt als nationales Epos inszeniert. Das staatliche Fernsehen erzählt es in spektakulären Bildern, von epischer Länge sind seine Direktübertragungen der Etappen. Wenn die Dramatik fehlt, sportlich nichts läuft und das Feld durch die spektakuläre Landschaft bummelt, wer-

Kein anderer Sportanlass hat Dichter und Denker mehr inspiriert als die Tour.

den sie zu Stunden in Zivilisationskunde. Das kulturelle, historische und folkloristische Beiprogramm ist so wichtig wie das Rennen.

Schon das Palaver der Kommentatoren vor dem Start und den sportlich bedeutungslosen Prolog des täglichen Rituals sollte man sich nicht entgehen lassen. Wie eine disziplinierte Schafherde fahren die Athleten die ersten beiden Kilometer bis zum Senken der Flagge, der kleinste Schwenker im Dichtstress hätte einen Massensturz zur Folge. In den Bergen filmen die Kameramänner auf den Motorrädern das heroische Leiden der



Grandiose Zivilisierung.

Fahrer. Mörderische Hitze, halsbrecherische Abfahrten. Endlos drehen sich die Räder.

Aus dem Helikopter wird die Totale erschlossen: das Feld, das sich durch die Landschaft bewegt und sich langgezogen durch enge Dörfer schlängelt. Sekundenlang ist ein Kirchturm zu sehen, mit der Einfahrt ins Dorf kommt Bewegung ins mittelalterliche Bild. Es geht an Klöstern und Schlössern vorbei, die in kurzen Filmen porträtiert werden. Auch an Ruinen, die auf Richelieu zurückgehen, der die Provinzen der zentralistischen Macht unterwarf.

Schon auf dem «Umweg» erzählte inmitten der sportlichen Dramatik die Regie ein Epos landschaftlicher Schönheiten und historischer Grösse. Sie verlieh der zivilisatorischen Mission eine ganz besondere Intensität. Ausgiebig kam in der zweiten Pyrenäen-Etappe von Tarbes nach Cauterets-Cambasque, wo «1995 Richard Virenque am Tag, an dem Fabio Casartelli starb», gewonnen und der vierfache Gesamtsieger Miguel Indurain einst seinen ersten Etappensieger errungen hatte, die Literatur zu Wort. Auf der Durchfahrt von Tournay, dem Geburtsort des

Poeten Francis Jammes (1886–1938), rezitierte der Reporter dessen Verse. In Luz-Saint-Sauveur, wo Napoleon III. die Brücke gebaut hatte und Kaiserin Eugénie in den Thermen badete, verwies er darauf, dass das «Luz» (Licht) im Namen auf die spanischen Schmuggler zurückgeht, über die Victor Hugo geschrieben hatte.

Auf Augenhöhe mit der Literatur

Schneller als erwartet hatte in der Tat das «finale Duell» (*Le Figaro*) des stärksten Fahrers – Tadej Pogacar aus Slowenien – gegen den Dänen Jonas Vingegaard mit dem stärksten Team begonnen. Es ist die Fortsetzung der vergangenen Jahre. Die Giganten der Landstrassen fuhren auf Augenhöhe mit der Literatur. Pogacar, der am Vortag als sicherer Verlierer abgestempelt worden war («durch k.o.», prophezeite *L'Equipe*), gewann. Doch Vingegaard eroberte in der Niederlage das Gelbe Trikot des Tourleaders. Er hat es bislang erfolgreich verteidigt. Auf dem Vulkan Puy de Dôme, der erstmals seit 35 Jahren wieder auf dem Programm stand, schmolz sein Vorsprung nur um sieben Sekunden.

Um auch im Sommer über Stoff zu verfügen, hatte die Tageszeitung *L'Auto* 1903 die Tour de France begründet – die Auflage wurde verdreifacht. Heute ist die Tour die drittgrößte Sportveranstaltung der Welt nach den Olympischen Spielen und der Fussball-WM, die ebenfalls von Franzosen erfunden wurden. Eintritt muss auch im Ziel keiner bezahlen. Im Gegensatz zum globalisierten Fussball ist die Tour de France volksnah und durch und durch französisch geblieben. Vier Millionen Zuschauer verfolgen die Etappen täglich im französischen Fernsehen, zwölf Millionen jedes Jahr vor Ort. Kein anderer Sportanlass hat die Dichter und Denker mehr inspiriert. Im Sommer ist *L'Equipe* der beste Fortsetzungsroman.

Endziel bleibt Paris

Mit ihrer einzigartigen Symbiose aus Hochkultur und Massensport entwickelte sich die Tour de France zum Epos der modernen Zeiten. Sie wurde zum Mythos, wie ihn der Ethnologe Claude Lévy-Strauss am Beispiel der Völker,

Die Tour beweist auch in diesem Sommer ihre Fähigkeit zur Sublimation.

die nicht über die Schrift verfügen, beobachtet hatte: «Eine Geschichte, die sie sich erzählen, um ihre Herkunft zu erklären, den gegenwärtigen Zustand ihrer Lebensbedingungen zu verstehen und die Zukunft ihrer Existenz zu rechtfertigen.»

Nach dem Ersten Weltkrieg gab es Schweigeminuten für die Toten. Das *maillot jaune* wurde eingeführt, im Triumphzug ging es durch die zurückeroberten Gebiete Elsass und Lothringen. Die Deutschen krönten ihre Revanche im Zweiten Weltkrieg mit einer Tour de France der faschistischen Propaganda. Wegen Kollaboration wurde 1944 *L'Auto* verboten. Auch die Anpassung an die europäische Vereinigung widerspiegelt sich in der Streckenführung. Erste Stippvisiten in Nachbarländern gab es ab 1949. Eine ganze Etappe wurde 1965 in Belgien absolviert. Deutschland kam später. Selbst ein Start im Ausland ist kein Tabu mehr – Endziel aber bleibt Paris.

Mehrfach wurde die Tour nach den Doping-skandalen totgesagt und von den ausländischen TV-Sendern boykottiert. Jedes Mal ist sie aus ihren eigenen Ruinen auferstanden. Jetzt hat sie Einzug auf Netflix gehalten. Sogar die Anweisungen der Teamchefs an die Fahrer durften seine Realisatoren abhören. In diesem Jahr darf sie, wer einen Aufpreis bezahlt, im Fernsehen übertragen. Nicht begriffen aber haben die Amerikaner, die wieder einmal den Rassismus der Franzosen anprangern, den französischen Mythos. Er integriert, wie der Historiker Georges Vigarello gezeigt hat, das tausendjährige Erbe der Monarchie und die Tradition der Republik.



„Wir müssen dringend unseren Wasserstößel-Absatz steigern...“

Nicht nur in sportlicher Hinsicht, auch bezüglich der symbolischen Dimension waren die 144,9 Kilometer von Tarbes nach Cauterets-Cambasque die Königsetappe. Auf sein Treffen mit Scholz hatte Emmanuel Macron verzichten müssen. Wegen der Rentenproteste war zuvor schon die erste Auslandsreise des englischen Königs Charles III. abgesagt worden. Macrons Besuch der Tour ist sein erstes öffentliches Erscheinen nach den heißen Nächten, in denen sein Land nicht zur Ruhe kam.

«Wir lieben Polizei, Armee, Feuerwehr»

Gott in Frankreich: Die Franzosen haben seinen Stellvertreter auf Erden geköpft und das Gottesgnadentum abgeschafft. Seither zelebrieren sie die Politik als Religion, deren Glaube der Laizismus ist. Seither ist auch die französische Geschichte ein immer wieder aufflammender Bürgerkrieg mit Revolten, auf deren Gewaltausbrüche die Franzosen mit Gelassenheit reagieren. Denn stets wurden sie von der Republik absorbiert.

«Wir lieben die Polizei, die Armee und die Feuerwehr», deklamierte der Speaker bei der Ankunft der Königsetappe. Der Monarch sprach von seiner «jährlichen Pilgerfahrt» in die Provinz. Nur 2018 hatte Macron in der Überheblichkeit der in Moskau gewonnenen Fussball-WM die Tour verschmäht. Es war sein am meisten unterschätzter Fehler. Nach einem Jahr im Gnadenzustand verlor er den Kontakt zum Volk, im Herbst brach die Revolte der Gelbwesten aus.

«In diesem wichtigen Moment im Leben der Nation», sagte Macron im Ziel zu ihr, «lautet meine erste Antwort: Ruhe, Ordnung und Konkordia»; Bürgerfrieden. Noch bleibt das Versprechen der französischen Geschichte ein frommer Wunsch: dass nämlich die randalierenden Adoptivkinder der Republik mit ihren Krawallen ihre Integration einleiten könnten. Doch jetzt bahnt sich die Tour de France ihren Weg durch die Nation. Sie beweist auch in diesem Sommer ihre Fähigkeit zur Sublimation und Zivilisierung. Solange sie rollt, ist Frankreich nicht verloren.

Erdogan spielt mit dem Versprechen

Es war keine Kehrtwende, sondern eine Pirouette, die der türkische Staatspräsident Recep Tayyip Erdogan gedreht hat. Erst verknüpft er den EU-Beitritt seines Landes mit der Aufnahme Schwedens in die Nato. Doch nach einem Gespräch mit dem Nato-Generalsekretär und dem schwedischen Premier scheint alles gut: Ankara gibt grünes Licht. Aber: Nato und EU sollten sich nicht zu früh freuen. Wie sagt der türkische Volksmund? Krempel nicht die Hose hoch, bevor du den Bach siehst.

Der ist freilich nicht in Sicht. Erdogan hat lediglich versprochen, dem Parlament die Vorlage über Schwedens Beitritt «so schnell wie möglich» zukommen zu lassen. Das ist ein dehnbare Begriff, den Erdogan beliebig strecken kann. So lange, bis er seinen Preis erhalten hat. Das wären wohl die längst bezahlten, aber nie gelieferten US-Jets vom Typ F-16. Und die tausendmal von der EU versprochene Visafreiheit für Türken.

Wann also wird die türkische Volksversammlung abstimmen? Wenn die erste F-16 in der Türkei gelandet ist und der erste Türke ohne Visum in die EU einreist. Mal sehen, wer mehr Geduld hat.

Wolfgang Koydl

Sawsan Cheblis krude AfD-Logik

Wie hältst du es mit der AfD? An dieser Frage scheiden sich in Deutschland die Geister. Mehr als 20 Prozent der Bürger würden derzeit ihre Stimme für die Oppositionspartei in die Urne werfen. Nicht so Sawsan Chebli: «Über die Stärke der AfD entscheiden jene, die dieser erkennbar rechtsextremen, rassistischen, Gewalt gegen Minderheiten und Amtspersonen schürenden Partei ihre Stimme geben», schreibt die SPD-Politikerin. Wer AfD wähle, «ist entweder selbst rechtsextrem und rassistisch oder masst sich an, Rechtsextreme und Rassisten zu stärken, um seinem persönlichen Befinden Aus- und Nachdruck zu verleihen». Cheblis Prognose: «Gingen alle Demokrat:innen zur nächsten Wahl, wäre die AfD halbiert.»

Im Umkehrschluss heisst das: Wer nicht wählen geht oder die AfD wählt, ist kein Demokrat. Harte Worte für jemanden, dessen Partei mit Grünen, Union und FDP für über 20 Prozent der Wahlberechtigten das grössere Übel ist.

Roman Zeller

Fake News aus Beamtenstuben

Die Verwaltung unterschätzt das Bevölkerungswachstum seit Jahrzehnten massiv. Auch die SVP-Bundesräte tun nichts gegen die notorische Tiefstapelei.

Marcel Odermatt

Die jüngste Medienkonferenz des Staatssekretariats für Wirtschaft (Seco) unter Direktorin Helene Budliger Artieda war eine verkäuferische Meisterleistung. Am selben Tag, an dem die SVP ihren Angriff auf die Personenfreizügigkeit lancierte («Nachhaltigkeitsinitiative»), bot die Bundesverwaltung die Prominenz von Arbeitgeber- und Arbeitnehmerverbänden auf, um den freien Personenverkehr mit den EU-Staaten zu preisen.

Die Journalisten schlugen Purzelbäume der Begeisterung. «Personenfreizügigkeit macht sich auch im Portemonnaie bemerkbar», jubelte SRF. «Schweiz profitiert insgesamt von der Zuwanderung», frohlockten die Tamedia-Zeitungen. «Einwanderer bremsen die Alterung der Schweiz», applaudierte die NZZ.

Der Eindruck zählt

Nachdem die Fanfarenklänge verklungen sind, lohnt sich eine vertiefte Lektüre der vorgestellten Studie. Sie heisst «19. Bericht des Observatoriums zum Freizügigkeitsabkommen Schweiz–EU» und umfasst 93 Seiten, die Erstaunliches zutage fördern. So schreiben die Autoren, dass in ihrem Referenzszenario die durch Personenfreizügigkeit bedingte Nettozuwanderung bis 2040 auf 35 000 pro Jahr zurückgehe – «wo sie dann konstant bleibt». Zur Erinnerung: 2022 betrug dieser Wanderungssaldo 70 107 Personen.

Woher die optimistische Annahme? Das Seco glaubt, dass sich die «Konkurrenz zwischen der Schweiz und den umliegenden Ländern hinsichtlich der Rekrutierung von qualifizierten Arbeitskräften künftig infolge der beschleunigten Bevölkerungsalterung in den europäischen Ländern verstärken» werde.

Das mag sein. Wer das brennende Frankreich sieht, das inflationsgeplagte Deutschland und die Jugendarbeitslosigkeit in Italien, fragt sich trotzdem: Warum sollte die schöne, stabile Schweiz mit ihren hohen Löhnen nicht auch künftig der beliebteste Ort zum Arbeiten und Leben für Millionen von Europäern bleiben?

Das Seco versucht, die hohen Einwanderungszahlen des vergangenen Jahres als Ausreisser zu

verkaufen. «Die realisierten Wanderungsüberschüsse von 2020 und 2021 lagen mit 53 800 respektive 48 900 nahe der Referenzhypothese», flöten sie. Nur: Das waren Pandemie-Jahre mit Kurzarbeit und Reisebeschränkungen. Die Frage ist eher, wie überhaupt so viele Leute in dieser Zeit hierherkommen konnten. Auf jeden Fall sind die beiden Jahre nicht repräsentativ.

Mit einer seriösen Studie hat das wenig zu tun. Aber das ist auch nicht die Absicht. Verfolgt werden politische Ziele. Seit Jahren unternimmt eine Mehrheit in Parlament, Verwaltung,

Mit einer seriösen Studie hat das wenig zu tun. Aber das ist auch nicht die Absicht.

Verbänden und Medien alles erdenklich Mögliche, um den Eindruck zu erwecken, dass die Zuwanderung weniger hoch ist, als viele Menschen im Land sie richtigerweise wahrnehmen.

Seit Einführung der Personenfreizügigkeit mit der EU vor 21 Jahren stieg die ständige Wohnbevölkerung der Schweiz im Schnitt um 0,93 Prozent pro Jahr oder insgesamt um 1,5 Mil-

lionen Menschen. Damals lebten 7,3 Millionen in der Schweiz; heute sind es 8,8 Millionen.

Als die Schweizer im Jahr 2000 über die Einführung der Personenfreizügigkeit befanden, beschwichtigte der Bundesrat im Abstimmungsbüchlein: «keine massive Einwanderung zu befürchten». Eine Studie im Auftrag des Bundesrats behauptete, die Bevölkerung würde maximal um 10 000 EU-Bürger pro Jahr wachsen. Es waren, wie wir heute wissen, Fake News.

Schindluderei à gogo

Die Europapolitik ist nicht das einzige Reizthema, bei dem die politische Klasse die Wirklichkeit der massiv steigenden Bevölkerung mit der Brechstange zurechtzubiegen sucht. Auch in der Energiepolitik operierte die Verwaltung im Jahr 2012 mit aus heutiger Sicht geradezu grotesk falschen Zuwanderungszahlen.

Angeleitet von der damaligen Bundesrätin Doris Leuthard (CVP), ebnete das Bundesamt für Energie mit der Studie «Energieperspektiven für die Schweiz bis 2050» – der sogenannten Energiestrategie 2050 – das Terrain für den Umbau der Schweizer Energiewirtschaft. Demnach hätte die Schweiz im Jahr 2040 eine Einwohnerzahl von 8,9 Millionen. Dieser Wert dürfte schon im laufenden Jahr erreicht werden, sage und schreibe 17 Jahre früher als behauptet.

Wohlgemerkt: Die Studie erschien, bevor die SVP-Initiative gegen Masseneinwanderung angenommen wurde – womit kaum jemand ernsthaft gerechnet hatte. Diese hätte wirklich eine Drosselung der Zuwanderung bewirkt, darum wurde sie von der EU-seligen Mehrheit im Parlament nie umgesetzt. Auf das Szenario der Beamten hatte der Vorgang keinen Einfluss.

Personenfreizügigkeit und Energiewende: Bei zwei zentralen Themen überbietet sich die Verwaltung seit Jahrzehnten mit Schindluderei. Beide Dossiers liegen heute bei SVP-Bundesräten. Guy Parmelin beaufsichtigt das Seco, Albert Rösti das Bundesamt für Energie. Sie müssen endlich sicherstellen, dass solche Fake News aus Beamtenstuben der Vergangenheit angehören. Sind sie dafür stark genug? Der jüngste Seco-Bericht verheisst nichts Gutes.



Purzelbäume der Begeisterung: Seco-Chefin Budliger Artieda.

Multikulti-Chaos am Eritrea-Fest

In Deutschland müssen Deutsche Schutz suchen vor Schutzsuchenden.



Wir raten euch, das Stadtgebiet zu meiden und weiträumig zu umfahren», verkündete die Polizei Mittelhessen am letzten Wochenende auf Twitter. Solche Meldungen sind nicht selten, wenn eine Grossveranstaltung, wie etwa ein Halbmarathon oder eine Messe, ansteht und man unnötigen Stau vermeiden möchte. Aber hier ging es nicht um Stau und auch nicht um einen Grossevent, sondern zuvorderst darum, die Bevölkerung vor Menschen zu schützen, die einst selbst in diesem Land Schutz gesucht und gefunden haben und die nun meinen, ihre kulturellen und ethnischen Konflikte hier austragen zu müssen.

Es ist «Eritrea-Festival» in Giessen. Dieses findet seit 2011 dort statt. Bereits im letzten Jahr kam es zu Ausschreitungen, als sich Gegner des Festivals, mit Stöcken bewaffnet, vor der Hessenhalle einfanden und diese mit Steinen bewarfen. Das Festival gilt als Propaganda-Veranstaltung der eritreischen Militärdiktatur. Der Kulturverein, der es veranstaltet, soll in Wahrheit von der eritreischen Botschaft in Frankfurt finanziert werden. Immer wieder wurden in den letzten Jahren Generäle und Propagandisten aus dem «Nordkorea Afrikas» eingeladen.

Der Fall des Eritrea-Festivals steht exemplarisch für die Probleme, die sich ergeben, wenn verschiedene Flüchtlingsgenerationen aufeinandertreffen. Die meisten Eritreer, die dort feiern, sind Deutsch-Eritreer. Menschen, die bis zirka 1993 im Zuge des Unabhängigkeitskrieges nach Deutschland kamen und blieben. Sie glorifizieren ihr Land und wollen oft nicht wahrhaben, welche Zustände dort unter dem gewaltsamen Regime mittlerweile herrschen.

Auf der anderen Seite stehen jene Flüchtlinge, die von 2000 bis jetzt kamen. Meist junge Männer, die sich dem Wehrdienst in ihrem Land entziehen. Sie zieht es besonders oft nach Deutschland. Die Anerkennungsquote ist mit 84 Prozent hoch. Ausserdem verfügt Deutschland über die grösste Eritrea-Diaspora jenseits von Ostafrika.

Es wird auch klar, dass die Probleme des deutschen Asylsystems nicht erst seit 2015 existieren. Die Ansiedlung der ersten Generation von

Am Ende ist all das nur Symptom eines fehlenden Respekts gegenüber dem Land, in dem man lebt.

eritreischen Flüchtlingen zeigt, dass Asyl schon damals eher dauerhafte Migration denn temporärer Schutz auf Zeit bedeutete. Weil man die Menschen nach Ende des Krieges nicht zurückschickte, treffen sie heute in Europa auf eine neue Generation von Flüchtlingen aus ihrem Land, die ganz andere Erfahrungen gemacht haben als sie selbst. Die aus anderen Gründen hier sind und deren Bezug zur eigenen Heimat und Politik sich kolossal von den eigenen Ansichten unterscheidet.

Ähnliches lässt sich bei anderen Flüchtlingsgruppen feststellen. Die Afghanen, die zumeist in den 1990ern aus Afghanistan flüchteten, unterscheiden sich oft fundamental von jenen, die im Afghanistan nach 2001 sozialisiert wurden. Während die erste Generation häufig noch eine gute Ausbildung genossen hat, kennen die meisten nach 2001 Gekommenen trotz «nation

building» nur die Brutalität und patriarchale Frauenverachtung der Taliban. Auch die Iraner, die im Zuge der Islamischen Revolution unter Ajatollah Chomeini aus ihrem Land flüchteten, sind zumeist völlig anders sozialisiert als die heutigen Flüchtlinge. Viele Atheisten, darunter nicht wenige Akademiker.

Dazu kommen Konflikte zwischen Menschen, die sich schon immer nicht mochten, wie Türken und Kurden, aber auch neues Konfliktpotenzial wie zum Beispiel jenes zwischen sogenannten libanesischen Clans und syrischen Grossfamilien, die ihre Streitigkeiten nun gerne auch mal auf offener Strasse in Deutschland austragen, wie das Aufeinandertreffen von 500 Libanesen und Syrern in Essen zeigte.

Mit der multiethnischen Gesellschaft kamen eben auch die multiethnischen Konflikte. Wer nicht auf den Kopf gefallen ist, hätte das vorher wissen können, wäre aber vermutlich als «Nazi» bezeichnet worden. In der Folge müssen nun die Deutschen Schutz vor Schutzsuchenden suchen beziehungsweise ihre Innenstädte meiden und aufpassen, dass sie beim Steinwerfen nicht, wie die 22 verletzten Polizisten in Giessen, zwischen die Fronten geraten.

Am Ende ist all das nur Symptom eines fehlenden Respekts und Zugehörigkeitsgefühls gegenüber dem Land, in dem man lebt. Für die meisten geniessen die ethnischen und kulturellen Wurzeln auch nach vielen Jahren noch Vorrang vor der Loyalität mit Deutschland und seinen Bürgern. Das macht Rücksichtnahme letztlich zur Einbahnstrasse, die oft nur von den Deutschen selbst befahren wird.

Leutschenbachs Verteidigungsminister

Nur ein einziger Mann glaubt, dass das Schweizer Fernsehen vollkommen fehlerfrei ist. Der Mann ist Tristan Brenn, der sechste und sechstbeste TV-Chefredaktor in der Fernsehgeschichte.

Kurt W. Zimmermann

Es war ein PR-Gag wie aus dem Handbuch für Öffentlichkeitsarbeit. Anfang Juni lud TV-Chefredaktor Tristan Brenn seine Journalisten zu einem Workshop ein. «Politisch objektiv berichten» lautete der pädagogisch wertvolle Titel des Online-Seminars.

Brenn kündigte das *Kürsli* für korrekten Journalismus mit grossem Tamtam an. Er reagierte damit auf die wachsende Kritik am Sender SRF, wonach dort politisch nicht objektiver Journalismus verbreitet sei.

Die billige PR-Aktion stiess bei der Basis auf wenig Resonanz. Von den 1500 TV-Journalisten des Deutschschweizer Fernsehens nahmen etwa 40 daran teil.

Sandro Brotz und Arthur Honegger nahmen nicht teil. Auch Nadine Woodtli und Nina Blaser blieben fern.

Brotz, Honegger, Woodtli und Blaser sind vier der TV-Journalisten, die dem Schweizer Fernsehen zuletzt scharfe Kritik einbrachten. Sie belegten mit ihren polemisch-links-grünen Aussagen alle Vorurteile über die politische Einseitigkeit des Senders.

«Haltung zu zeigen, gehört zur Aufgabe»

Bemerkenswert daran war, dass sie auch bei ihren verzerrten Beiträgen jeweils die volle Rückendeckung von Chefredaktor Brenn bekamen. Auf Brenn ist Verlass, auch wenn man den grössten Mist gebaut hat. Es gibt keinen andern Chefredaktor in den Schweizer Medien, der das eigene Angebot und die eigene Redaktion derart unkritisch betrachtet wie Brenn.

Besonders deutlich wurde diese Überheblichkeit beim berühmten Ausraster von «Arena»-Moderator Sandro Brotz. Brotz hatte 2022 den SVP-Fraktionschef Thomas Aeschi als Rassisten beschimpft. Wörtlich: «Wir halten glasklar fest, dass das, was Sie gesagt haben, rassistisch war. Punkt. Ausrufezeichen.»

Chefredaktor Brenn nahm Brotz sofort und demonstrativ in Schutz. «Rassismus benennen ist keine Frage von Parteilichkeit. Haltung zu zeigen, gehört zur Aufgabe.»

Die Unabhängige Beschwerdeinstanz des Fernsehens sprach dann Klartext zur Rassis-

muskeule von Brotz und Brenn. Sie verurteilte diese als «irreführend» und als «Verletzung der journalistischen Sorgfaltspflicht».

Es ist ein seltsames Berufsverständnis, das der oberste Journalist des Fernsehens permanent demonstriert. Wichtigste Aufgabe eines Chefredaktors ist ansonsten die interne Sicherung der Qualität. Brenn, seit 2014 im Amt, tut das Gegenteil. Er unterstützt mangelnde Qualität.

Nicht nur im Fall Brotz war das offenkundig. Letztes Jahr etwa stellte die «Rundschau» eine «geheime» Offensivstrategie der Schweizer

Im Gegensatz zu seinen grosskalibrigen Vorgängern ist er ein reines Fernsehgewächs.

Fliegertruppen vor, bei der befreundete Staaten attackiert würden. Wörtlich: «Bomben auf Tschechien: die Kriegsszenarien der Luftwaffe». Es war erfundene Agitprop der Journalistinnen Nadine Woodtli und Nina Blaser.

Wiederum war von Brenn nicht der kleinste Vorbehalt gegen die Fehlleistung zu hören. Auch hier musste er sich hinterher von der Ombudsstelle des Fernsehens desavouieren lassen. Sie hielt fest, das TV habe «den Sachverhalt in verfälschender Weise dargestellt» und da-

durch «die Meinungsbildung des Publikums verfälscht».

Man könnte noch Arthur Honegger anführen, der seine links-grüne Weltsicht gern auch auf Twitter verbreitet. Der Moderator von «10 vor 10» rief zuletzt mit grossem Gestus zum Fleischverzicht auf, nachdem er sich zuvor fürs Gendern starkgemacht oder sich als Corona-Hardliner positioniert hatte. Auch er kann bei seinem ideologischen Aktivismus auf volles Verständnis seines Chefs zählen. «Jeder Journalist, jede Journalistin hat privat eine politische Meinung», beschönigt Brenn, aber das würde «keine Rolle spielen in der professionellen Berichterstattung».

Berufsleben in Zürich Seebach

Unter Brenn, das wissen inzwischen alle TV-Mitarbeiter, kann man sich alles erlauben. Auch beim grössten Quatsch, den man abliefern, ist Verteidigungsminister Brenn als Abwehrkraft zur Stelle.

Brenn unterscheidet sich mit dieser Larifari-Mentalität deutlich von seinen Vorgängern, die Fehler nicht bestritten, sondern bekämpften.

Ein Filippo Leutenegger war auf den Redaktionen gefürchtet, wenn er etwa die «Rundschau» für tendenziöse Beiträge zusammenpiff und das auch publik machte. Ein Ueli Haldimann kritisierte öffentlich seine Bundeshausredaktion, wenn die sich mit Linksdrall an Ueli Maurer abarbeitete. Ein Diego Yanez rüffelte einen «Tagesschau»-Redaktor auch dann, wenn der auf Twitter die Kandidatur eines SP-Politikers mit einem «Bravo!» bejubelte.

Dass dem unsicheren Brenn solche Courage fehlt, hat mit seinem Werdegang zu tun. Bis heute gibt es sechs TV-Chefredaktoren, seit dieser Job 1985 geschaffen wurde. Brenn hat von allen sechs den weitaus kleinsten journalistischen Rucksack. Im Gegensatz zu seinen grosskalibrigen Vorgängern, die auch in der Presse Karriere machten und im Ausland arbeiteten, ist er ein reines Fernsehgewächs, der sein ganzes Berufsleben im Zürcher Quartier Seebach verbrachte. Weder vor noch hinter der Kamera ist er dort je aufgefallen.





Null Beiträge in neun Jahren: Journalist Brenn.

Brenn begann als Teilzeitmitarbeiter beim Bündner Privatrado Grischa, machte dann einen Stage beim Fernsehen und diente sich als Redaktor von «Tagesschau», «Arena» und «Rundschau» zum TV-Nachrichtenchef empor, bis er vor neun Jahren unerwartet Chefredaktor wurde. In dieser Rolle tauchte er publizistisch völlig ab. Es gibt in seiner Amtszeit, unfassbar für einen Journalisten, nicht einen einzigen Beitrag oder einen einzigen Kommentar von ihm.

Da waren seine Vorgänger schon ganz andere Kaliber. Erster Chefredaktor des Fernsehens wurde 1985 Erich Gysling. Er war erst Chef der «Tagesschau», leitete dann zehn Jahre lang das Auslandsressort der *Weltwoche* und kehrte danach zum TV zurück. Gysling, selber ein glänzender TV-Moderator, verordnete dem Schweizer Fernsehen eine Linie und brach das vormalige Gärtchendenken auf. Zuvor hatte ein Journalist der «Tagesschau» kaum je ein Wort mit einem Kollegen des «CH-Magazins» gewechselt.

Auf Gysling folgte 1990 Peter Studer, der frühere Amerika-Korrespondent und Chefredaktor des *Tages-Anzeigers*. Studer hatte wenig Ahnung von TV-Formaten, aber umso mehr Ahnung von journalistischen Berufsstandards. Er entwickelte die publizistischen Leitlinien von Sachgerechtigkeit und Objektivität, die neuerdings wieder verludern. Abstimmungen und Wahlen kommentierte Studer, seiner Position gemäss, am Bildschirm, obschon er wusste, dass das nicht seine grosse Stärke war.

1998 kam Filippo Leutenegger. Er gehörte zu den Mitgründern des linken Paradeblatts *Wochenzeitung*, bevor er zum «Kassensturz» wechselte und Italien-Korrespondent war. Dann erfand er die «Arena», mit der er, neben Bernard Thurnheer, zum grössten TV-Star seiner Epoche wurde. Als Chefredaktor war Leutenegger der Mann der grossen Kisten. Unter ihm entstanden die Abstimmungs- und Wahl-Events im Studio Zürich mit ihren Elefantenrunden. Seine grossen Kisten moderierte er gerne selbst.

Nach Leutenegger ging es etwas ruhiger zu in der Chefredaktion. Der nüchterne Ueli Haldimann übernahm 2002. Er war Sendeleiter von «10 vor 10», wechselte dann als Chef zur *Sonntagszeitung* und in derselben Position zum schwedischen Pendlerblatt *Metropol*, bevor er TV-Chefredaktor wurde. Auch Haldimann kommentierte selber am Bildschirm, obschon er wusste, dass er eher hölzern rüberkam. Haldimann war unduldsam gegenüber journalistischen Regelverstössen, auch dies der Gegensatz zu heute.

Es folgte 2011 Diego Yanez. Yanez arbeitete als Journalist beim *Vaterland* und bei der *Sonntagszeitung*. Beim Fernsehen wurde er bekannt als Nahost-Korrespondent in Jerusalem, bevor er in Zürich in die Führungsebene von «10 vor 10»

Er ist ein Garant dafür, dass das öffentlich-rechtliche Fernsehen als unsympathisch rüberkommt.

wechselte. Als Chefredaktor baute Yanez die Online-News stark aus, zum Verdruss der Zeitungsverleger, die diese neue Konkurrenz gar nicht schätzten. Nach nur drei Jahren wechselte er überraschend als Direktor zur Journalistenschule MAZ, und sein Stellvertreter Brenn rückte unversehens nach.

Unter Attacke wie nie

Mit Brenn hat sich vor allem eines verändert: Das Schweizer Fernsehen ist unter Attacke wie nie bei seinen fünf Vorgängern. Man traut dem Fernsehen keine Fairness mehr zu. Die Zahl der Beschwerden und Beanstandungen gegen den Deutschschweizer Kanal ist unter Brenn auf über 1500 Fälle pro Jahr explodiert. Bei seinen Vorgängern waren es um die 200 im Jahr.

Natürlich hat das mit einem verschärften politischen Klima zu tun. Aber viel hat es auch mit Brenn zu tun. Wenn der Chefredaktor jeden kleinsten Fehler abstreitet, wenn er auch berechnete Kritik rundweg zurückweist, wenn er durch die Bank rechthaberisch auftritt, dann entsteht das Bild einer selbstherrlichen und arroganten Institution, wie es SRF heute repräsentiert. Brenn, der Verteidigungsminister, blockiert stur die wichtige Diskussion um den gebührenfinanzierten Journalismus, statt diese Diskussion offen zu führen und zu fördern.

Soeben ist die Initiative «200 Franken sind genug» zustande gekommen, mit der die TV-Gebühren reduziert werden sollen. Wenn darüber im Jahr 2025 abgestimmt wird, dann können die Initianten nur hoffen, dass Tristan Brenn immer noch im Amt ist. Er ist ein zuverlässiger Garant dafür, dass das öffentlich-rechtliche Fernsehen als unsympathisch rüberkommt.

Der Chefredaktor des Schweizer Fernsehens ist ein sicherer Wert für die Gegner des Schweizer Fernsehens.

Gefährlichste Ideologie unserer Zeit

Wir erleben eine hybride Kriegsführung durch den Wokeismus. Wie können Gesellschaften innerliche Zersetzung verhindern?

Milosz Matuschek

Die schönste Frau Hollands ist ein Mann» – mehr muss man eigentlich über unsere Zeit gerade nicht wissen. Schon wieder hat jemand den besseren Menschen gekürt! Gemeint ist hier natürlich nicht die Transgender-Person, die tatsächlich gewonnen hat, sondern die Selbstkür der Jury, welche glaubt, dadurch einen Beitrag zur Minderheitengerechtigkeit in der Welt geleistet zu haben. In der Parallelwelt des Wokeismus ist eben alles möglich. Getoppt wird das gerade nur von dem ukrainischen Künstler Mélovin, der auf der CSD-Parade in München ein Loblied auf den ukrainischen Nazi-Verehrer Stepan Bandera anstimmte. Wer im Zeichen der Diversität als Fan einer Ideologie auftritt, die ihn selbst in ein Konzentrationslager gebracht hätte, und damit vor einem erinnerungspolitisch über Jahrzehnte sensibilisierten Publikum durchkommt, der kommt vermutlich mit allem durch.

Und damit sind wir schon bei Orwell. Denn Ideologie muss nicht Sinn machen, um erfolgreich zu sein. Ganz im Gegenteil: Sie ist umso erfolgreicher, wenn sie mit Unsinn und haufenweise Widersprüchen durchkommt. Denn damit beweist sie, dass sie sich im perfekten Wachstumsmilieu befindet, im Treibhaus von Gleichgültigkeit, Feigheit und Angst. Ein solches gesellschaftliches Gewächshaus ist der perfekte Mutterboden für pseudowissenschaftliche Irrlehren, und jede öffentliche Unterwerfungsgeste ist ihr Dünger. Am erfolgreichsten ist eine Ideologie dann, wenn sie es schafft, das Denken des Menschen selbst zu kapern und es vollständig in die eigene Umlaufbahn zu ziehen.

Absolute Wahrheiten

Viele halten den Wokeismus lediglich für eine Art von diabolischem Dauerkarneval, mit Drag-queen-Shows im frühsexualisierten Kindergarten hier, einem «Stolz-Monat» unter Regenbogenflagge dort. Doch damit unterschätzt man die gefährlichste Ideologie unserer Zeit bei weitem. Der Wokeismus kam als Verstandesseuche zuerst über die Akademien und Universitäten, bevor er das Mediensystem und den Kulturbetrieb befiel und langsam, aber sicher alle Be-



Symbol für Versagen: Kino-Flop «The Little Mermaid».

wertungsmaßstäbe ausser Kraft setzte. Es ist das alte Spiel des «kulturellen Marxismus» in neuem Gewand. Jetzt ist es eben nicht mehr der Klassenkampf, sondern ganz banal einfach Minderheit gegen Mehrheit. Die Minderheit ist immer gut, egal, ob migrantisch, transsexuell, grün, weiblich oder klimafanatich; die

Es ist das alte Spiel des «kulturellen Marxismus» in neuem Gewand.

Mehrheit ist immer schlecht, da weiss, älter, oft männlich, hetero und damit zwangsläufig privilegiert. Die Ideologie muss zwar im Kern nicht viel Sinn machen, sie muss aber zeigen, wer der Feind ist. Erst dann hat der Tag in Neu-Normalistan Struktur.

Der Wokeismus tritt immer mit seinen eigenen absoluten Wahrheiten auf, die nicht in Frage gestellt werden dürfen. Die Aufgabe des Denkens ist Voraussetzung für die Akzeptanz des Dogmas. So entsteht ein multipolarer gesellschaftlicher Spaltpilz, der von innen heraus alles zerstört, was nach Stabilität, Identität, Bindung, Unabhängigkeit oder Prosperität aussieht. Der Wokeismus ist ein Parasitismus, ein

Zersetzungsprogramm und damit eine Form der hybriden Kriegsführung, die den Westen in eine lähmende Schockstarre versetzt hat. Diesen Krieg musste man nicht ausrufen, man führte ihn einfach durch. Die Kommunistische Partei Chinas lacht sich vermutlich täglich ins Fäustchen, wie die westliche Welt ihre Prinzipien auf dem Altar von Gendersternchen, CO₂-Sparplänen und Corona-Gehirnwäsche opferte, während es – wie im Fall Deutschlands – an China sogar Entwicklungshilfe zahlt. Oder sind das schon «Tribute»? Der Krieg in den Köpfen ist billiger, heimlicher und effektiver als jede tatsächliche militärische Intervention.

Da der Wokeismus nur über Dogmen funktioniert, muss er einen hermetischen Block bilden, sei es aus regierungsnahen Corona-Expertenräten wie in Deutschland, die sich in protokollierter geistiger Schlichtheit gegenseitig bestätigen, sei es durch ein System staatlich-medialer Zensur. Dieser Zensurkomplex in den USA wurde soeben in einem spektakulären Urteil gerichtlich bestätigt. Demnach zensurierten staatliche Stellen in sozialen Medien gezielt den wissenschaftlichen Diskurs, um einen regierungsnahen Konsens zu fabrizieren. Ein Gericht aus Louisiana verbot der Biden-Regierung sogar den weiteren Kontakt zu Social-

Media-Plattformen. Das Urteil liest sich von vorne bis hinten als Ode an die Strahlkraft der Meinungsfreiheit. Ein Zitat Benjamin Franklins darin lässt tief blicken: «Wer die Freiheit einer Nation stürzen will, muss damit beginnen, den Akt des freien Sprechens unter Kontrolle zu bringen.» Deutlicher kann es ein Gericht nicht ausdrücken, wenn eine Regierung die eigene Bevölkerung bekämpft. Die Biden-Regierung trägt damit offiziell den Stempel «totalitär».

Inzwischen ist der Wokeismus nicht nur ein akademisches, mediales und politisches Problem, sondern wird zugleich zu einem Mühlstein für die Wirtschaft. Der grösste Vermögensverwalter der Welt, Blackrock, investiert nach eigenen Regeln in Nachhaltigkeit und Klimaschutz (ESG) und übt damit auch politische Macht aus. Der Stakeholder-Kapitalismus des WEF lässt grüssen. Wer als CEO seine Marke nicht schnell genug in Regenbogenfarben anmalt, riskiert, als ideologisch unzuverlässig abgestraft zu werden. Im Grunde droht Blackrock unverhohlen mit Boykott. Wer nicht nach den Blackrock-Regeln tanzt, in den wird nicht mehr investiert. Jeder CEO dieser Welt hat aber ein Interesse an einem stabilen Aktienkurs, da von diesem oft auch das eigene Gehalt abhängt. So wächst die Komplizenschaft für den woken Karneval fast von alleine. Peter Thiel hat es mit deutlichen Worten auf einer Bitcoin-Konferenz gesagt: Wenn Sie an die ESG-Regeln denken, denken Sie einfach an die Kommunistische Partei Chinas.

Mitläufertum und Mobbing

Wokeismus verschwindet nicht einfach, man kann und muss ihn aktiv abwählen. Nirgends funktioniert das bisher besser als an der Ladenkasse. Woke Filme floppen zuverlässig, ob «Arielle» oder «Indiana Jones»; Regenbogenprodukte werden zum Fiasko, siehe das Bier Bud Light, das mit einer Transgender-Person beworben wurde. Der Wokeismus ist ökonomisch bereits ein Loser-Label, ein Symbol für Versagen und Pleite: «Go woke, get broke.» Marken werden so zu Symbolen für eine Mischung aus gesellschaftlichem Mitläufertum und umgekehrtem Mobbing, die alle zum Heucheln zwingt. Wie das bei der kaufbereiten Masse Identifikation mit Produkten auslösen soll, bleibt das Geheimnis der Marketingabteilungen dieser Welt.

Die Konsumenten der Welt haben immerhin die Möglichkeit, den Preis der eigenen Indoktrination in astronomische Höhen zu schrauben und die Ideologie so finanziell trockenulegen. Frei nach Nietzsche: Was fällt, das kann man ruhig noch etwas stossen.

Milosz Matuschek ist Jurist und Herausgeber von www.freischwebende-intelligenz.org. Zuletzt veröffentlichte er den Spiegel-Bestseller «Wenn's keiner sagt, sag ich's» (Fifty-Fifty, 2022).

«Plant ihr eine Revolution gegen die Menschheit?»

In Genf stellen sich Roboter den drängendsten Fragen. Das Resultat ist faszinierend, aber auch beunruhigend.

Pierre Heumann

Genf ermöglichte vor dem Wochenende einen Blick in die Zukunft. An einer Tech-Konferenz der Uno beantworteten weder Politiker noch Experten Fragen von Journalisten. Sondern Roboter.

Gleich zu Beginn des Meetings zeigte sich, wie selbstsicher sich die humanoiden Maschinen bereits gebärden, die eine verbesserte, raffiniertere Version von Apples Siri sind.

Einer der neun anwesenden Roboter blickte in den Raum und wunderte sich vorwurfsvoll über die «ruhige Spannung» im Saal. Doch schnell war das Eis gebrochen, und die Reporter wurden aktiv.

Auf eine entsprechende Frage behauptete ein Roboter, sie würden die Welt besser regieren als Menschen. Gegenüber heutigen Entscheidungsträgern wären sie «effizienter als menschliche Führungskräfte». Das Argument: Roboter entschieden nicht aufgrund von Vorurteilen oder Gefühlen, sondern gestützt auf Daten. Sie ver-

fügten eben über künstliche Intelligenz (KI), hätten aber keine Emotionen, oder – wie ein Roboter-Kollege präziserte – sie hätten «noch» keine Emotionen.

Jeder Roboter, der den Reportern Rede und Antwort stand, wollte auf seinem Gebiet ein Top-Experte sein – und hat natürlich einen Namen. Grace ist auf die Pflege von Senioren spezialisiert, Desdemona ist ein Rockstar-Roboter, und Sophia wird als UNDP-Innovationsbotschafterin eingesetzt. Als Promi-Roboter trat sie

Jeder Roboter, der den Reportern Rede und Antwort stand, wollte auf seinem Gebiet ein Top-Experte sein.

in Fernsehsendungen wie der «Tonight Show» und «Good Morning Britain» auf. Ausserdem hat sie auf Hunderten von Konferenzen auf der ganzen Welt Vorträge gehalten.

Seitens der Uno waren kritische Töne zu hören. Gewarnt wurde zum Beispiel vor den globalen Risiken der künstlichen Intelligenz, und die Forderung wurde laut, dass die Entwicklung global reguliert werden sollte, weil die Risiken der KI enorm seien. Millionen von Arbeitsplätzen seien gefährdet, und die Verbreitung von Fake News würde verstärkt.

«Werden wir KI mehr kontrollieren, als sie uns kontrolliert? Und wird KI der Menschheit helfen oder sie zerstören?», fragte Doreen Bogdan-Martin, die Chefin der Uno-Unterorganisation für Technologiethemata, die Teil der Internationalen Fernmeldeunion (ITU) ist.

Beruhigend sei indessen vor allem, dass Roboter wie Politiker auf Worthülsen und Allgemeinplätze zurückgreifen, ist einem Reporter an der Pressekonferenz aufgefallen.

Zudem gaben Roboter höchstpersönlich Entwarnung durch: Auf die Frage, ob die KI-gesteuerten Wesen eines Tages eine Rebellion gegen ihre Kreatoren lancieren würden, runzelte ein Roboter die Stirn und wies den Verdacht als anmassend zurück. Dann meinte er: «Ich glaube, Sie sollten sich für diese Frage entschuldigen.»



«Sie sollten sich für diese Frage entschuldigen»:
KI-Roboter Sophia.

James Madisons vergiftetes Erbe

Der reiche Verfassungsvater fürchtete das Volk. Darum sind die USA heute keine echte Demokratie, sondern eine Plutokratie – zum Schaden auch der restlichen Welt. Trotzdem gibt's Hoffnung.

Jeffrey D. Sachs

New York

Die Premierministerin von Barbados, Mia Mottley, und der französische Präsident Emmanuel Macron luden am 22. und 23. Juni die Staats- und Regierungschefs der Welt nach Paris ein, um einen neuen globalen Pakt für den Kampf gegen Armut und den menschengemachten Klimawandel zu schliessen. Die Absicht ist verdienstvoll, aber es wurden nur wenige Dollar auf den Tisch gelegt. Dieses Versagen bei der Finanzierung ist ein Ergebnis der amerikanischen Politik, da die USA weiterhin im Zentrum des globalen Finanzsystems stehen.

Krisen im britischen Empire

Um die amerikanische Politik zu verstehen, müssen wir mit der Geschichte des britischen Imperiums beginnen. Als Grossbritannien zu einer imperialen Macht und

*Madisons Strategie ging auf:
Die US-Regierung ist von der
öffentlichen Meinung abgeschottet.*

schliesslich zum Hegemonen des 19. Jahrhunderts aufstieg, beschworen britische Philosophen den mächtigen Staat (Thomas Hobbes), den Schutz privaten Reichtums (John Locke), die Überlegenheit freier Märkte (Adam Smith) und die Vergeblichkeit von Armenhilfe (Thomas Robert Malthus).

Das blieb nicht ohne Folgen. Als im britischen Empire humanitäre Krisen auftraten, zum Beispiel die irische Hungersnot in den 1840er Jahren und die Hungersnöte in Indien später im 19. Jahrhundert, lehnte Grossbritannien die Bereitstellung von Nahrungsmittelhilfe ab und liess Millionen seiner Untertanen verhungern – obwohl es Nahrungsmittel gab, um sie zu retten. Diese Untätigkeit entsprach einer Laissez-faire-Philosophie, die Armut als unvermeidlich und Hilfe für die Armen als moralisch unnötig und praktisch sinnlos ansah.



*Gegner von Volksabstimmungen:
Politiker Madison.*

Einfach ausgedrückt: Die britischen Eliten hatten kein Interesse daran, den armen Untertanen des Reiches zu helfen. Sie wollten niedrige Steuern und eine mächtige Marine, um ihre Investitionen und Gewinne in Übersee zu verteidigen.

Die USA lernten ihre Staatskunst am Schoss Grossbritanniens, dem Mutterland der amerikanischen Kolonien. Die Gründungsväter der USA formten die politischen Institutionen und die Aussenpolitik des neuen Landes nach britischen Grundsätzen, wobei sie die Rolle des Präsidenten anstelle des Monarchen erfanden. Im Laufe des Zweiten Weltkriegs überholten die USA Grossbritannien als Weltmacht.

Der Hauptverfasser der US-Konstitution, James Madison, war ein glühender Anhänger von John Locke. Madison stammte aus einem Sklavenhalterhaushalt und wollte den privaten Reichtum vor den Massen schützen. Er fürchtete die direkte Demokratie, bei der das Volk unmittelbar an der Politik teilnimmt, und setzte sich für eine repräsentative Regierung ein, in der das Volk Vertreter wählt, die seine Interessen einbringen sollen. Madison fürchtete lokale Regierungen, weil sie zu bürgernah waren und zu sehr dazu neigten, eine Umverteilung des Reichtums zu fördern. Er setzte sich daher für eine Bundesregierung in einer weitentfernten Hauptstadt ein.

Hegemonie durch Kriege

Die Strategie ging auf. Die Bundesregierung in Washington, DC ist weitgehend von der öffentlichen Meinung abgeschottet. Die Mehrheit der Bevölkerung lehnt Kriege ab, befürwortet eine erschwingliche Gesundheitsversorgung für alle und höhere Steuern für Reiche. Der Kongress hingegen beschliesst routinemässig Kriege, unterstützt überbeuerte private Krankenkassen und Steuersenkungen für Reiche.

Die USA nennen sich selbst eine Demokratie, sind aber in Wirklichkeit eine Plutokratie. (Die Economist Intelligence Unit stuft die USA als «fehlerhafte Demokratie» ein.) Die Reichen und die Unternehmens-Lobbys finanzieren die politischen Kampagnen, und im Gegenzug liefert die Regierung die gewünschte Politik: niedrige Steuern für Reiche, Straflosigkeit bei Umweltverschmutzung und Kriege. Private Gesundheitsunternehmen dominieren das Gesundheitswesen. Die Wall Street steuert das Finanzsystem. Big Oil steuert das Energiesystem. Und die militärisch-industrielle Lobby steuert die Aussenpolitik.

Damit sind wir bei der globalen Klimakrise angelangt. Die mächtigste Nation der Welt betreibt eine Energiepolitik, die noch immer in den Händen von Big Oil liegt. Sie hat eine Aussenpolitik, die darauf abzielt, die Hegemonie der USA durch Kriege zu erhalten. Und sie hat einen Kongress, der darauf ausgerichtet ist, die Reichen vor den Forderungen der Massen zu schützen, sei es für die Bekämpfung der Armut oder die Bekämpfung des Klimawandels.

Veto reicher Wahlkampfspender

Die führenden amerikanischen Politiker, die am Pariser Gipfel teilnahmen, John Kerry (Sonderbeauftragter des Präsidenten für Klimafragen) und Janet Yellen (Finanzministerin), sind moralisch integre Persönlichkeiten und setzen sich seit langer Zeit für die Bekämpfung von Armut und des Klimawandels ein. Dennoch können sie ihre Politik nicht umsetzen. Der Kongress und die amerikanische Plutokratie stehen ihnen im Weg.

Die Staats- und Regierungschefs auf dem Pariser Gipfel erkannten, wie nötig es ist, die Finanzierung der Entwicklungshilfe massiv auszuweiten, namentlich durch die Multilateralen Entwicklungsbanken (MDB), also die Weltbank, die Afrikanische Entwicklungsbank, die Asiatische Entwicklungsbank und andere. Um ihre Kredite im erforderlichen Umfang bereitzustellen, benötigen die MDB jedoch mehr eingezahltes Kapital aus den USA, Europa und anderen grossen Volkswirtschaften. Doch der US-Kongress lehnt es ab, mehr Kapital in die MDB zu investieren, und der Widerstand der USA blockiert – bisher – globale Massnahmen.

Der Kongress blockiert die Kapitalaufstockung der MDB aus drei Gründen: Erstens würde es die USA etwas kosten. Daran haben reiche Wahlkampfspender kein Interesse. Zweitens würde es den weltweiten Ausstieg aus den fossilen Brennstoffen beschleunigen. Die amerikanische Öl-Lobby will ihn dagegen verzögern. Drittens würde es den globalen Institutionen, an denen China beteiligt ist, mehr politischen Einfluss verleihen. Der militärisch-industrielle Komplex der USA will China stattdessen bekämpfen.



Während also die Entwicklungsländer jedes Jahr Hunderte von Milliarden Dollar an zusätzlichen MDB-Krediten benötigen, die durch zusätzliches MDB-Kapital gestützt werden, drängen die USA und Europa die MDB stattdessen dazu, mit ihrem vorhandenen Kapital mehr Kredite zu vergeben. Möglicherweise könnten die MDB mit ihrem derzeitigen Kapital jedes

Die industrielle Lobby steuert die Aussenpolitik, die Wall Street das Finanz-, Big Oil das Energiesystem.

Jahr weitere zwanzig Milliarden Dollar an Krediten vergeben. Das ist aber nur ein Bruchteil dessen, was benötigt wird.

Die Enttäuschung der Entwicklungsländer war in Paris deutlich zu spüren. Brasiliens Präsident Lula da Silva und mehrere afrikanische Präsidenten machten deutlich, dass es zu viele Gipfeltreffen und zu wenig Geld gebe. Chinas Premier Li Qiang sprach ruhig und höflich und versprach, dass China seinen Teil an der Seite der Entwicklungsländer tun werde.

Verzögerungstaktik der USA

Lösungen werden kommen, sobald der Rest der Welt trotz der Verzögerungstaktik der USA vorankommt. Anstatt zuzulassen, dass die USA mehr Kapital für die MDB blockieren, sollten die reichen Volkswirtschaften mit oder ohne USA vorangehen. Selbst die amerikanischen Plutokraten werden erkennen, dass es besser ist, den bescheidenen Preis für die Bekämpfung der Armut und des Klimawandels zu zahlen, als mit einer Welt konfrontiert zu werden, die ihre Gier und Streitlust ablehnt.

Jeffrey D. Sachs ist Professor für Entwicklungsökonomie und Direktor des Center for Sustainable Development an der Columbia University sowie Präsident des UN Sustainable Development Solutions Network. www.jeffsachs.org

Wer wagt es, die Republik zu retten?

Das linke Online-Medium *Republik* ist mit Steuerhinterziehung in eine Existenzkrise geraten. Nun kommt ein gewaltiges Problem hinzu: Die Rede ist von Organisationsmangel, einer Situation, wenn Verantwortliche überraschend das Handtuch werfen und nicht mehr genügend Führung in einer Gesellschaft vorhanden ist.

Es betrifft laut *Republik* sowohl die Aktiengesellschaft, wo eine Unterbesetzung des strategischen Gremiums eingetreten ist, wie auch die Project R Genossenschaft, weil Roger de Weck im Frühling seinen Rücktritt erklärte, aber ein Genossenschaftsvorstand mindestens aus drei Personen bestehen muss. All dies ist nun nicht mehr gegeben, und daher droht das Aus.

Verwaltungsräte haften persönlich

Das Magazin muss noch vor Ende Juli beide Gremien ausreichend besetzen. Die Zeit ist knapp, denn für den Verwaltungsrat der AG braucht es eine ausserordentliche Generalversammlung, für die Genossenschaft eine ausserordentliche Urabstimmung. Für die strategische Führung braucht die *Republik* mindestens drei Personen: eine für die Publizistik, eine für das Unternehmen, eine für die Finanzen.

Bei der *Republik* stellte man ein breites Gremium zusammen, das geeignete Personen für die Aufgaben finden sollte. Allerdings scheint dabei nicht viel herausgekommen zu sein. So bewirbt sich etwa der pensionierte Chef der Eidgenössischen Finanzkontrolle (EFK), Michel Huissoud. Er ist ein auf Steuerrecht spezialisierter Jurist. Von Medien dürfte er wenig Ahnung haben – die EFK war unter seiner Leitung für katastrophale Kommunikation bekannt.

Weiter stellen sich Karin Landolt, Inhaberin einer Kommunikationsagentur, Roger Staub, pensionierter Leiter der Sektion HIV/Aids vom Bundesamt für Gesundheit, und Nina Scheu, pensionierte Kommunikationsverantwortliche der Mediengewerkschaft Syndicom, zur Verfügung. Dabei bleibt schleierhaft, wie diese Leute die drängenden Probleme mit strategischem und operativem Chaos, Steuerhinterziehung und Massenentlassungen bewältigen sollen.

Dass sie mit ihrem Privatvermögen haften, wissen die Papabili hoffentlich. Als Verwaltungsräte einer AG sind sie persönlich für das Wohl der Firma verantwortlich.

Rico Kuster

Eine echte humanitäre Leistung

Die ungebremste illegale Einwanderung erzeugt explodierende Asylkosten. Wir müssen unsere Grenzen schützen. Notrecht wäre nötig – und möglich.

Fulvio Haefeli



Attraktivitätssteigerung und Helfersyndrom: Patrouille der italienischen Küstenwache.

Es waren erstaunliche Worte von Bundesrätin Elisabeth Baume-Schneider, die dem Eidgenössischen Justiz- und Polizeidepartement vorsteht: «Es sind viele Leute unterwegs, die aus ökonomischen Gründen nach Europa kommen wollen. Sie haben keinen Anspruch auf Asyl», sagte sie im Mai zur NZZ. Wer nun hoffte, dass endlich Taten folgen würden, wurde sogleich enttäuscht. Noch im selben Interview forderte die Bundesrätin lediglich «schärfere Kontrollen» an den Schengen-Aussengrenzen; dies sei Bestandteil der geplanten Reform des europäischen Asylsystems. Externe, also in entfernten Drittländern liegende Asylzentren lehnte sie ab. Die «reiche Schweiz» könne dieses Problem «doch nicht einfach exportieren».

Schutz des Sozialstaats

Sind in der Schweiz alle Steuerzahler reich? Allein der Bund rechnet für 2023 mit Kosten von vier Milliarden Franken im Asylwesen. Zum Vergleich: Im Jahr 2022 betrug die Militärausgaben in der Schweiz rund 5,87 Milliarden Franken. Es geht um vier Milliarden Franken für die mühselige Arbeit, Wirtschaftsflüchtlinge

ausfindig zu machen, die tagtäglich die Schweiz erreichen. Die mangelnde Effizienz (Kosten-Nutzen-Verhältnis) dieses Verfahrens dürfte bewiesen sein, zumal Stand Februar 2023 nur

*«Stay at home, you are not welcome»:
Die Abschreckungswirkung einer
solchen Kampagne wäre enorm.*

22,7 Prozent der Migranten Asyl gewährt wurde. Man lasse sich dabei nicht durch die davon zu unterscheidende Schutzquote von 55,9 Prozent beirren, denn diese berücksichtigt nur den Status S für Ukrainer sowie vorläufige Aufnahmen. Letztere werden ohnehin zu grosszügig erteilt.

Es besteht ein öffentliches Interesse am Schutz unseres Sozialstaats vor Inanspruchnahme durch illegal eingereiste Migranten, die nie einen Franken zu dessen Finanzierung beigetragen haben. Zudem ist der fremdkulturelle Einfluss des umtriebigen islamischen Fundamentalismus eine Gefahr für unsere Gesellschaft. Und schliesslich wächst der Wettbewerbsdruck durch die massenhafte illegale Migration auf wenig privilegierte einheimische Menschen. Das Fin-

den einer bezahlbaren Wohnung wird für viele Schweizer immer schwieriger.

Dessen ungeachtet wollte der Bundesrat Containerdörfer auf Armeegrundstücken für 3000 neu illegal eingereiste Migranten bauen. Nur dank dem Widerstand der Ständeräte wurde der dafür erforderliche Nachtragskredit von rund 133 Millionen Franken verworfen. Doch Bundesrätin Baume-Schneider macht trotz dieser Niederlage unbeeindruckt weiter. Das Justizdepartement prüft eine «Angleichung» der verschiedenen Flüchtlingsstatus. Im Klartext ist das eine Attraktivitätssteigerung für illegal einreisende Migranten. Offensichtlich leidet die Schweiz bereits derart lange an einem Helfersyndrom, dass man von einer humanitären Verblödung sprechen muss.

Joint Venture mit Tunesien

Für die korrupten Regierungen von wirtschaftlich erfolglosen Herkunftsländern mit rasant steigenden Bevölkerungszahlen ist die Migration von Millionen unzufriedener junger Männer «ein willkommenes Ventil» gegen unerwünschte politische Veränderungen (Thilo Sarrazin: «Der Staat an seinen Grenzen», S. 268). Die Migranten profitieren wiederum von den Segnungen des hiesigen Sozialstaats. Der Migrationsdruck wird deshalb weiter anhalten. Von der EU ist keine wirksame Kontrolle der Schengen-Aussengrenzen zu erwarten, ist doch der Bau von undurchlässigen Grenzschutzanlagen angesichts der Opposition der links-grünen deutschen Regierung nicht mehrheitsfähig.

Da der Europäische Gerichtshof für Menschenrechte die Rückschiebung von Migrantenbooten nach Nordafrika verboten hat, will die EU neuerdings mit Tunesien ein milliardenteures Joint Venture eingehen, wonach Tunesien die Schleppermafia an seiner Mittelmeerküste bekämpfen soll. Über die Erfolgsaussichten einer solchen Vereinbarung sollte man sich keine allzu grossen Hoffnungen machen. Es ist deshalb Zeit, dass die Schweiz migrationspolitisch das Heft selbst in die Hand nimmt.

In der Corona-Krise wurde mittels Notrechts massiv in die verfassungsmässigen Grundrechte

der Schweizerinnen und Schweizer eingegriffen. Per Notrecht wurde auch die Credit Suisse «gerettet». Für die Bewältigung der neuen Völkerwanderung hingegen scheut die Bundesrätin, das Wort «Notrecht» in den Mund zu nehmen, geschweige denn anzuwenden.

Dabei gab es bereits im alten Asylgesetz vom 5. Oktober 1979 den Artikel 9 Absatz 2, der die Asylgewährung in Ausnahmesituationen im Wesentlichen dahingehend regelte, dass der Bundesrat «in Abweichung vom Gesetz, die Voraussetzungen für die Asylgewährung und die Rechtsstellung der Flüchtlinge einschränkend regeln und besondere Verfahrensbestimmungen aufstellen» konnte. Diese gesetzliche Grundlage für die Anwendung von Notrecht ist heute in Artikel 55 Absatz 2 Asylgesetz verankert.

Das Staatssekretariat für Migration rechnet im laufenden Jahr mit 40 000 neu in die Schweiz einreisenden Migranten. Es ist deshalb höchste Zeit, mittels Notrechts die Anwendung des Asylgesetzes, der Flüchtlingskonvention und der Europäischen Menschenrechtskonvention temporär ausser Kraft zu setzen, um der illegalen Masseneinwanderung Herr zu werden. Für illegal in die Schweiz eingereiste Migranten gäbe es – mit Ausnahme von Menschen aus der Ukraine – kein Asylverfahren, keine Sozialleistungen und kein Betreuungsangebot mehr. Diese Migranten würden, sofern sie bei den Behörden vorsprechen oder aufgegriffen würden, höflich, aber bestimmt aufgefordert, die Schweiz innert 24 Stunden zu verlassen. Wer sich widersetzen würde, käme in Ausschaffungshaft.

Dafür müssten die Ausschaffungskapazitäten aufgestockt werden, aber die Abschreckungswirkung wäre bei einer via Internet verbreiteten Informationskampagne – «Stay at home, you are not welcome» – enorm. Und die finanzielle Belastung viel geringer als beim heutigen Asylsystem. So würde die gesamte heimische Asylindustrie obsolet, und die karitativen Hilfswerke könnten sich endlich sinnvoller Aufgaben zuwenden. Zudem müsste die Rückführung der illegal Eingereisten verbessert werden.

Staatliche Bankguthaben einfrieren

Es ist nicht nachvollziehbar, weshalb Länder, die sich weigern, ihre Staatsangehörigen zurückzunehmen, mit Entwicklungsgeldzahlungen aus der Schweiz belohnt werden. Diesen Staaten wären sämtliche Hilfeleistungen aus der Schweiz zu streichen und deren Guthaben auf Schweizer Banken einzufrieren.

Im Gegenzug könnte sich Bundesrätin Baume-Schneider dafür einsetzen, dass die in den iranischen Todeszellen vegetierenden Oppositionellen freikämen. Das wäre eine echte humanitäre Leistung.

Fulvio Haefeli war 2007–2022 Richter am Bundesverwaltungsgericht in St. Gallen.

Regenbogen-Alarm bei den Fussball-Frauen

Sambias Stürmerstar Barbra Banda schlägt superwoke deutsche Frauen-Nati. Die grosse Frage: Ist sie ein Er?

Thomas Renggli

Im deutschen Fussball herrscht Alarmstimmung – geschlechterübergreifend. Nachdem die Männer an der Weltmeisterschaft in Katar in der Vorrunde gescheitert sind und auch in der Annäherung an die Heim-Euro 2024 nicht auf Touren kommen, geben nun die Frauen ebenfalls ein zweifelhaftes Bild ab – auf wie neben dem Feld.

Wie ihre männlichen Berufskollegen verlagern sie ihr Engagement auf den Nebenschauplatz der politischen Propaganda und pochen darauf, dass ihre Kapitänin Alexandra Popp an der kommenden Weltmeisterschaft in Australien und Neuseeland mit einer Armbinde in den Regenbogenfarben aufs Feld läuft.

Vor der Abreise platzierte Popp das Anliegen des Deutschen Fussball-Bundes auf allen Kanälen und in grösstmöglicher Lautstärke und brachte damit eine Diskussion wieder in Fahrt, die von der Fifa mit einer einfachen wie nachvollziehbaren Begründung schon vor einem halben Jahr beendet worden war: Sport und Politik (bzw. Religion) dürften nie vermischt werden.

Man könnte der Fifa eine gewisse Feigheit vorwerfen, doch in diesem Fall hat der Weltverband recht. Schliesslich ist die WM ein Anlass für die ganze Welt – und nicht nur für Wohlstandsgesellschaften mit ihrer eurozentrischen Sicht.

Eigentlich könnte die Geschichte damit zu Ende sein. Doch das WM-Testspiel der deutschen Frauen gegen Sambia am vergangenen Freitag zeigte, wie paradox die Bemühung um Inklusion und Geschlechtergleichheit im Frauenfussball ist. Die Deutschen scheiterten vor allem an der sambischen Vorkämpferin Barbra Banda. Die Stürmerin gilt in ihrem Sport als Phänomen. Sie trifft aus allen Lagen, und dies mit einer Wucht, die selbst Männern den Atem raubt. Gegen Deutschland schoss sie auf dem Weg zum 3:2 zwei Tore und wurde als Spielerin des Abends ausgezeichnet.

Doch die Sache hat einen Haken. Banda steht unter dem Verdacht, keine Frau zu sein. An einem

«Geschlechtsüberprüfungsverfahren» sei sie gescheitert – ihre Testosteronwerte seien deutlich überhöht, heisst es. Deshalb durfte sie am Afrika-Cup 2022 nicht teilnehmen.

Regeln von 1937

Im Hinblick auf die anstehende WM ist die Situation noch offen. Der Ball liegt bei der Fifa. Der Weltverband könnte eine neuerliche Geschlechtsüberprüfung anordnen. Allerdings muss ein Protest durch «Belege» und «Argumente» gestützt werden. Was der Fifa als Beleg ausreichen würde, um weitere Schritte einzuleiten, wird nicht spezifiziert.

Ähnliche Regeln stellte der Leichtathletikverband schon 1937 auf. Bei Verdacht musste sich eine Athletin medizinisch untersuchen lassen. Zur Zielscheibe wurden Sportlerinnen, die nicht dem typischen Frauenbild entsprachen. «Es sollten Regeln aufgestellt werden, damit Wettkämpfe normalen femininen Mädchen und nicht Ungeheuerlichkeiten vorbehalten bleiben», schrieb der spätere IOC-Präsident Avery Brundage über eine grossgewachsene erfolgreiche Sportlerin. Das wurde dem konservativen Engländer als sexistisch ausgelegt. Und doch ist es im Sinne der Fairness eine legitime Meinung. Wenn Männer gegen Frauen spielen, hört der Spass auf.



«Geschlechtsüberprüfungsverfahren»: Stürmerin Banda.

Hungersnöte im nuklearen Winter

Selten, vielleicht nie stand die Welt einem Atomkrieg näher. Die Folgen einer totalen Eskalation wären laut Forschern apokalyptisch: fünf bis sechs Milliarden Tote innert zweier Jahre.

Wolfgang Koydl

Die vielleicht wichtigste Frage gleich zum Anfang: Wo ist der beste Ort, wenn ein Atomkrieg ausbricht? Die Antwort: möglichst nahe am Explosionsort des Sprengkopfes. In einer Millisekunde verdampft hier in einem Feuerball, der heisser ist als die Sonne, jede Materie spurenlos – wie ein Wassertropfen auf einer heissen Herdplatte. Die Hölle auf Erden erleiden die Überlebenden – je weiter sie von Ground Zero entfernt waren, desto schlimmer. «Wenn du das Glück hast, nicht im Druckradius einer <grossen Bombe> zu sein», formuliert es das *Bulletin of the Atomic Scientists* mit bitterem Sarkasmus, «ruiniert das vielleicht nicht deinen Tag, aber ziemlich bald dein ganzes Leben.»

Fehler, Missverständnisse, Irrtümer

Was also tun, wenn das Udenkbare eintritt? Das ist kein müssiger oder zynischer Zeitvertreib, sondern eine Überlegung, die viele anstellen in einer Welt, die immer schneller und unaufhaltsamer in Richtung Apokalypse torkelt – in einen globalen Nuklearkrieg. Nie stand die Doomsday Clock, die Uhr, die die verbleibende Zeit bis zum Weltuntergang misst, knapper vor Mitternacht: nur noch 90 Sekunden.

Daher sollte man sich zwei Dinge bewusst machen: wie leicht ein nuklearer Konflikt ausbrechen kann und was ein atomarer Schlagabtausch für die Menschheit bedeutet. Das Erste ist wichtig, weil die Welt öfter als bekannt haarscharf an der Katastrophe vorbeigeschrammt ist. Es reicht ein menschlicher oder technischer Fehler, ein Missverständ-

Nirgendwo auf der Welt gäbe es einen Platz, an dem man sich verstecken könnte.

nis, ein Irrtum, Paranoia oder schlicht eine Kommunikationspanne. Nicht immer gibt es einen mutigen Soldaten wie den sowjetischen Oberstleutnant Stanislaw Petrow, der am 26. September 1983 die vom Radar gemeldeten sechs angeblich heranfliegenden amerikani-



Europa gäbe es nicht mehr: «Operation Redwing Dakota», 1956.

schen Minuteman-Raketen als falschen Alarm wertete. Weil er es nicht meldete, blieben die sowjetischen Raketen in den Silos.

Auf den Ukraine-Krieg angewandt, heisst das: Eine versehentlich auf Polen abgefeuerte russische Artilleriegranate, ein dummer Zwischenfall zwischen amerikanischen und russischen Kampffjets über dem Schwarzen Meer – alles kann eine verhängnisvolle Eskalationsspirale auslösen, bei der rasch eine unüberwindlich scheinende Schwelle nach der anderen überschritten werden kann.

Daher sollte sich jedermann vergegenwärtigen, welche unsagbaren Gräuel ein atomarer Konflikt zur Folge hat. Jeder Erden-

bürger wäre betroffen, selbst wenn er von direkten Kriegshandlungen verschont würde. Er würde nur später und elender sterben als jene im Epizentrum der Explosion. Nirgendwo auf der Welt gäbe es einen Platz, an dem man sich verstecken könnte.

Umso unverständlicher ist es, dass gerade in den USA immer mehr Denker und Planer im Pentagon, in Politik und Denkfabriken nicht mehr glauben, dass es in einem Atomkrieg nur Verlierer gibt. Sie sind vielmehr überzeugt davon, dass die Vereinigten Staaten ihn gewinnen könnten. Diese Theorie breitet auf 411 Seiten der «Guide to Nuclear Deterrence in the Age of Great-Power Competition» aus,

der vom Louisiana Research Institute erstellt wird und als Bibel der Atomstreitkräfte gilt. Abrüstungsabkommen lehnt das Werk ab, da «die Russen betrügen» und «die Chinesen nicht verhandeln wollen». Auf gerade einmal drei Seiten werden die verheerenden Folgen einer Nuklearexplosion abgehandelt. Sie «können zu Verbrennungen der Haut» führen, heisst es beschönigend, der menschliche Körper sei «anfällig» für die Druckwelle.

Supererhitzte Luft

Was ein wenig nach einem mittleren Sonnenbrand und einem Schubs tönt, nimmt sich in der Realität viel grauenvoller aus. Bei der Detonation einer 300-Kilotonnen-Bombe – der Standardgrösse in den Arsenalen der Atommächte – setzt die supererhitzte Luft in einem Umkreis von dreizehn Kilometern alles in Brand, was brennen kann. In grösserer Entfernung erleiden

Wahrscheinlich würden vorsorglich auch Ziele in China bombardiert.

Menschen schwerste Verbrennungen. Die zehn Sekunden später folgende Druckwelle fegt mit mehr als Schallgeschwindigkeit Gebäude weg wie ein Herbststurm einen Laubhaufen. Wer sich in zwanzig, dreissig Kilometern Entfernung in Sicherheit wähnt und mit dem Handy vom Fenster aus den Atompilz filmt, der wird kurz darauf von den Scherben der durch den Druck zersplitternden Scheibe zerfetzt.

Über Ground Zero erhebt sich der charakteristische Pilz. Er saugt Sauerstoff an, der die Brände zusätzlich anfacht und sie zu einem Feuersturm vereinigt. Bei einem Schlag gegen eine Grossstadt verlieren innerhalb von 24 Stunden eine Million Menschen ihr Leben. Bei einem nuklearen Weltkrieg würden in diesem Zeitraum 360 Millionen Menschen sterben. Hunderttausende Überlebende irren hilflos durch die Trümmer – viele blind und taub von Lichtblitz und Druckwelle, mit gebrochenen Knochen, schweren Verletzungen und Verbrennungen. Andere liegen verschüttet unter Trümmern, alle sind traumatisiert und hilflos. Und jeder ist für sich allein, denn Hilfe gibt es nicht: Krankenhäuser sind zerstört, es gibt keinen Strom, kein Wasser, keine Kommunikation.

Der Pilz trägt bei einem nuklearen Schlagabtausch eine Wolke von radioaktiv verseuchtem Russ und Staub in die Atmosphäre. Ein Teil davon fällt als schwarzer hochgiftiger Niederschlag zu Boden, auch noch in Hunderten Kilometern Entfernung, wohin der Wind die Wolke treibt. Mit jedem Atemzug dringt Gift in die Lungen der Überlebenden. Der Rest der Wolke steigt, erhitzt von der Sonne, immer höher, über die Stratosphäre hinaus in die Mesosphäre.

Die Russchicht verbreitet sich über den ganzen Globus – mit endzeitlichen Folgen. Die Ozonkonzentration in der Atmosphäre ginge um bis zu 75 Prozent zurück. Die dadurch ungehindert eindringende UV-Strahlung rafft auch Menschen dahin, die sich weit entfernt vom Kriegsgeschehen in Sicherheit wähnten. Oder sie verhungern. Denn unter dieser schwarzen Decke fallen die Temperaturen auf der Erde um acht Grad; es würde kälter als in der Eiszeit. In den Tropen bleibt der Regen aus, Landwirtschaft gäbe es nicht mehr. Binnen zweier Jahre nach dem Krieg würden mehr als fünf Milliarden Menschen auf der ganzen Welt in diesem nuklearen Winter verhungern.

Das seit seiner Gründung durch die Physiker des Manhattan-Projektes 1945 durchgehend erscheinende *Bulletin of the Atomic Scientists* hat nur die Auswirkungen eines Atomkrieges zwischen Russland und den USA untersucht. Wenn erst einmal mit atomaren «Warnschüssen» die nukleare Schwelle überschritten sei, könne der Konflikt sehr schnell eskalieren, indem Russland mit 300 Sprengköpfen Amerikas Stützpunkte in Europa auszuschalten versucht und die USA mit 180 Raketen antwortet. In den ersten drei Stunden dieses dritten Weltkrieges würden 2,6 Millionen Menschen sterben, und Europa gäbe es nicht mehr.

Kein lachender Dritter

In einem zweiten Schritt würde Amerika versuchen, Russlands landgestützte Raketensilos auszuschalten. Russland würde seine Geschosse abfeuern, bevor es zu spät ist. Die Folge: drei, vier Millionen Tote und Verletzte in 45 Minuten. Ist es erst einmal so weit, dürfte die letzte Hemmschwelle fallen – ein Angriff auf die dreissig grössten Bevölkerungszentren des Gegners, mit 85 Millionen Opfern innerhalb von 45 Minuten. Wahrscheinlich würden jedoch vorsorglich auch Ziele in China bombardiert, würden die USA doch verhindern wollen, dass Peking als lachender Dritter aus dem nuklearen Armageddon hervorgeht.



SCHWEIZ

Weideverbote auf verseuchten Wiesen

Trotz ihrer Neutralität war die Schweiz von internationalen Konflikten immer indirekt betroffen. Das war im Ersten Weltkrieg ebenso der Fall wie im Zweiten, und wäre es noch mehr in einem Atom-



360 000 Schutzbunker.

krieg. Denn radioaktiver Fallout, elektromagnetische Impulse und Flüchtlingsströme kennen keine Grenzen. Man kann keine Schutzkuppel über die Schweiz stülpen.

Auf dem Papier ist das Land besser auf die Apokalypse vorbereitet als andere europäische Länder. Mehr als 360 000 Schutzbunker gibt es, die theoretisch Platz bieten für jeden Einwohner. Auch ein Teil der Infrastruktur ist gesichert, darunter vollausgestattete Krankenhäuser unter der Erde. Obwohl die Schweiz wohl nicht direkt angegriffen würde, müsste sie sich mit den Folgen der Vernichtung in den Nachbarstaaten auseinandersetzen. Je nach Windrichtung würden radioaktive Wolken übers Land ziehen und die Menschen in den Bunkern festhalten. Weideverbote auf verseuchten Wiesen würden die Landwirtschaft langfristig treffen.

Verheerend wäre es, wenn ein Kriegsteilnehmer in grosser Höhe über Mitteleuropa eine Bombe zünden und so einen elektromagnetischen Impuls auslösen würde. Er zerstörte den Grossteil aller elektrischen und elektronischen Geräte auf dem Boden – ohne Ansehen nationaler Grenzen. Auch in der Schweiz würde die Gesellschaft ohne Strom rasch an Grenzen stossen. Kaum zu bewältigen wären auch Ströme verstrahlter, verletzter und traumatisierter Flüchtlinge, die sich aus Deutschland, Italien und Frankreich auf den Weg in die vermeintlich unversehrte Schweiz machen würden.

Wolfgang Koydl

Finger weg von Staatskrypto!

Die Zentralbanken wollen Bitcoin & Co. Konkurrenz machen.
Die Risiken für Privatsphäre und Freiheit sind immens.

Patrick Schüffel

Kaum ein Thema wird derzeit in Finanzkreisen derart umstritten diskutiert wie digitales Zentralbankgeld oder Central Bank Digital Currencies, kurz CBDC. Während für EZB-Präsidentin Christine Lagarde am digitalen Euro kein Weg vorbeiführt, spricht der amerikanische Whistleblower Edward Snowden von «krypto-faschistischen Währungen». Jede Person, sämtliche Unternehmen und Organisationen sollen, so die Idee, ein Konto bei der Zentralbank haben. Diese wird, unter Umgehung der Geschäftsbanken, das digitale Geld herausgeben, welches gesetzliches Zahlungsmittel sein wird.

Wie aus der Kryptowelt bekannt, sollen künftig sämtliche Transaktionen über gewaltige Datenbanken, sogenannte Ledger, erfolgen. Das ermöglicht die Speicherung sämtlicher Transaktionen mit dem neuen Geld sowie dessen Programmierung. Es kann sogar mit einem Verfalldatum versehen werden. Was nicht rechtzeitig ausgegeben wird, verfällt. Die letzte Verfügungsgewalt verbleibt damit immer beim Staat.

Bussen und Gebühren

Daher werden wir über CBDC niemals so direkt verfügen können wie über die Scheine und Münzen in unserem Portemonnaie. Die Zentralbank wird immer dazwischengeschaltet sein. Das birgt immense Risiken für den Datenschutz und die finanzielle Autonomie des Bürgers. Der Staat würde nicht nur in den Besitz eines gewaltigen Datenschatzes kommen, er könnte daraus auch Verhaltensregeln ableiten und durchsetzen. Den technischen Möglichkeiten – und damit dem Missbrauch – wären keine Grenzen gesetzt.

Da Aufbau und Betrieb eines dritten, völlig neuen Zahlungssystems neben dem bestehenden Bargeld und elektronischem Giralgeld Hunderte von Millionen, wenn nicht Milliarden Franken kosten wird, drängt sich die Frage nach dem Motiv der Regierenden auf. Genannt werden: Sicherheit, Bequemlichkeit sowie Effizienz und Effektivität. Doch deckt sich das mit den Interessen

der Menschen, die Geld verdienen und ausgeben müssen? Wollen wir einen Staat, der seine Einnahmen per Computer regelt, indem er Steuern oder Inflation erhöht? Gewiss, eine direkte Quellensteuer würde Steuerhinterziehung verunmöglichen. Und Bussen und Gebühren könnten direkt vom Konto abgebucht werden. Auf Knopfdruck liessen sich Zwangsanleihen begeben, um leere Steuerkassen zu füllen, oder Devisenbeschränkungen einführen.

Die Bedrohung der individuellen Freiheiten und der Privatsphäre der Bürger ist offensichtlich, aber auch für die Öffentlichkeit stellen sich fundamentale Fragen: Demokratie beruht auf freien und fairen Wahlen, dem Schutz der Menschenrechte und der Bürgerbeteiligung. Zwar wird CBDC diese Grundsätze nicht direkt untergraben, aber es hat das Potenzial, ein hocheffizientes Instrument zu sein, um genau dies zu tun. Und die Verlockung ist gross. Auch für Kriminelle. Eine neue Generation von Hackern steht bereit. Und wir erinnern uns daran, dass unser Nachbar Deutschland eigene Staatsbürger mit Geheimdienstmethoden verfolgte und selbst vor Bestechung nicht zurückschreckte.

Begründete Kaiser Vespasian die von ihm eingeführte Latrinensteuer noch mit dem flapsigen Spruch, dass Geld nicht stincke, ist es gerade die Duftspur, die digitales Zentralbankgeld für den Fiskus und die Regierenden so reizvoll macht. Es ermöglicht Überwachung, Steuerung und Beschränkung von Geldflüssen – auch von Parteien und Kandidaten. Dies würde die Fairness von Wahlen untergraben.

Erpressung durch die Regierung

Die neue digitale Währung könnte darüber hinaus dazu verwendet werden, Einzelpersonen oder Organisationen zu überwachen und deren Aktivitäten einzuschränken. Durch finanziellen Hausarrest könnten Rede-, Meinungs- und

Bewegungsfreiheit eingeschränkt werden. Wenn CBDC nicht so konzipiert werden, dass sie die Privatsphäre des Einzelnen schützen, könnten Oppositionelle der Überwachung und Verfolgung, wenn nicht sogar der Erpressung durch die Regierung ausgesetzt sein. Das ist nicht Fiktion. In Kanada wurde es beispielsweise bereits erfolgreich mit Giralgeld praktiziert – erfolgreich für die Regierung.

Weiter wird argumentiert, digitales Zentralbankgeld sei nötig, um den privat emittierten nationalen Währungen, den Stablecoins, das Wasser abzugraben oder um ausländischen Herausgebern von CBDC wie beispielsweise China zu begegnen. Auf diese Weise soll die

Wer würde schon Geld annehmen, bei dem man mit bösen Überraschungen rechnen muss?

Hoheit über das eigene Geldwesen verteidigt werden. Dass «privates» Geld sehr wohl Vorzüge hat, wird ausgeblendet.

Die Programmierbarkeit des digitalen Geldes stellt nicht nur für Geschäftsbanken eine sehr konkrete Bedrohung dar. Auch das Misstrauen unter Staaten mit eigenen digitalen Währungen würde zwangsläufig wachsen. Wer würde schon Geld annehmen, bei dem man mit bösen Überraschungen rechnen muss?

Schliesslich stellt auch die Abhängigkeit von technischen Geräten sowie von Elektrizität und einem Netzwerk einen erheblichen Risikofaktor dar. Ohne Strom geht auf Dauer nichts.

Wer solche Risiken in den Wind schlägt, ist entweder leichtsinnig oder verfolgt verwerfliche Ziele. Es bleibt zu befürchten, dass Edward Snowden recht behalten wird.

Patrick Schüffel ist Adjunct Professor an der Hochschule für Wirtschaft Freiburg.

Netflix-Desaster

Wer ein neues Publikum will, aber dabei die bewährten Fans ignoriert, verliert am Ende alle.



Nur wegen der übernatürlichen Schönheit dieses Mannes habe ich «The Witcher» geschaut. Er ist der Ur-Superman. Er ist eine Erscheinung, bei der man den Drang verspürt, sich von ihm retten zu lassen. Er ist Henry Cavill.

Der vierzigjährige Brite, durch «Man of Steel» (2013) auf den Hollywood-Olymp geflogen, spielt in der Netflix-Show «The Witcher» Geralt von Riva. Es kann sein, dass er nur für diese Rolle geboren wurde, jedenfalls ist er ein riesiger Fan der Fantasy-Saga, als Junge schon hat er die Bücher von Andrzej Sapkowski gelesen, er spielt die «Witcher»-Videogames, baut seinen Gaming-PC auch noch selbst zusammen. Er tut das im Tanktop, stellt die Videos davon online und – ach, er ist nicht von dieser Welt. In Interviews sagte er, er habe die Rolle unbedingt gewollt und sich bemüht, «dass Geralt so identisch wie möglich repräsentiert wird». Es lag ihm viel an einer getreuen Umsetzung der Buchadaption.

Nach Vollendung der dritten Staffel teilt er mit, dass er die Serie verlässt (Liam Hemsworth übernimmt), obwohl zuvor klar war, dass er für weitere Staffeln zur Verfügung steht – «solange wir grossartige Geschichten erzählen, die Sapkowskis Arbeit ehren». Die «Witcher»-Fanwelt war am Boden zerstört.

Was war passiert? In Staffel eins trug das Autoren- und Produzententeam um Lauren Schmidt Hissrich dem Originalmaterial noch einigermaßen Rechnung, auch wenn schon damals Missbilligung gegenüber der Regie laut wurde. Ich fand die Show packend. In Staffel zwei wich man immer mehr von den Büchern ab, einige Szenen wurden teils komplett ignoriert,

das Schicksal von Hauptcharakteren geändert. Dafür wurde die Show diverser, den weiblichen Rollen wurde mehr Gewicht verliehen.

Es sickerten Verstimmungen zwischen Henry Cavill und den Showmachern durch, die frustrierten Fans kritisierten die starken Abweichungen und wurden dafür als frauenfeindlich und toxisch beschimpft. Cavill erklärte bei Netflix, die Fans hätten das Recht auf ihre Meinung, er finde das nicht toxisch: «Ich nenne es Leidenschaft.»

Auch ohne Glaskugel wusste jeder, der je von irgendetwas treuer Fan war, dass die aktuelle *season 3* ein Desaster werden würde. Und so

Er ist eine Erscheinung, bei der man den Drang verspürt, sich von ihm retten zu lassen.

kommt's, dass Geralt jetzt mit ein paar lahmen Sätzen praktisch eine Nebenfigur in seiner eigenen Saga ist, dafür darf er mehr als einen mimischen Ausdruck zeigen, nämlich zwei. Die Geschichten von Ciri und der hinreissend schönen Yennefer stehen im Zentrum, und man hat den Eindruck, jede Szene mit Letzterer sei darauf ausgelegt, sie so attraktiv wie möglich zu inszenieren. Es erinnert an «The Tourist» (2010), der wie ein 103-minütiger Angelina-Jolie-Werbespot daherkam. Aber was nützt eine durch Venedig stöckelnde bezaubernde Angie, Gesicht und Körper in einnehmenden Grossaufnahmen, wenn der Plot so spannend ist wie ein Telefonbuch? Schönheit ist einfach zu wenig. Das dachten sich wohl auch die Fans, die sich nicht

mehr für die Geralt-Geschichte interessierten, wie sinkende Zahlen und grottenschlechte Bewertungen zeigen. Das Wirtschaftsmagazin *Forbes* schreibt, «The Witcher» habe das Potenzial gehabt, so gross zu werden wie «Game of Thrones». Welch verpasste Chance.

Natürlich kann man darüber streiten, wie Drehbuchautoren Originalbücher interpretieren. Aber es lässt sich ein Muster beobachten: Die Showmacher greifen erfolgreiche Werke mit grossem Namen und monumentaler Fan-Gemeinde auf und kreieren daraus mit der Zeit einfach etwas anderes. Abweichungen vom Original können durchaus Erfolg haben – wenn sie gut sind. Die grossen Abwandlungen des Ausgangsmaterials, ohne qualitativ hochwertige Elemente zu haben, sagen Insider, hätten Cavill aus der Show gedrängt.

Man muss schon sehr viel unternehmen, um dem Mann eine Fortsetzung zu vermiesen und die leidenschaftlichen Fans gegen sich aufzubringen – aber Chapeau, das Kunststück ist den Machern gelungen. Möglich, dass man anhand der Änderungen ein grösseres Publikum zu erreichen versuchte. Indem man jedoch aus allem den gleichen Unterhaltungsstil machen will, zerstört man die Originalität; am Ende schauen weder die Massen noch die Fans. Dass der Twitter-Account von «The Witcher» nun verzweifelt Fotos postet von Plakatwänden, auf denen steht «Ja, er ist immer noch Geralt in Staffel 3», um die letzten Zuschauer bei der Stange zu halten, verhilft dem Ganzen zu unfreiwilliger Komik.

Folgen Sie unserer Autorin bei Youtube@LadyTamara

Mehr Patriotismus

Nr. 27 – «Durch diese Hohle Gasse»
Editorial von Roger Köppel

Als reformiert aufgewachsener Zürcher, der seinerzeit als Infanterist und später als Zivilschützer Dienst geleistet und 25 Jahre für die schweizerische Exportförderung im In- und Ausland gearbeitet hat, erlaube ich mir, Ihnen zu Ihrem meisterhaften Artikel zu gratulieren und zu danken. Solche Worte tun der Leserschaft gut und ermuntern zu etwas mehr Patriotismus. *René M. Levkowitz, Forch*

Augen zu

Nr. 27 – «Ich bin auch wütend»
Anabel Schunke zu den Protesten in Frankreich

Ich bin schon lange wütend. Es ist nur eine Frage der Zeit, bis die Muslime in Europa in der Überzahl sind, und dann wird Europa nach deren Regeln leben müssen. Aber Europa verschliesst die Augen. Alle Gräueltaten, die bereits passierten oder noch folgen werden, werden unter den Teppich gekehrt. Thilo Sarrazin hat recht: «Europa schafft sich ab.» *Nelly Hägi, Niederrohrdorf*

Hass auf alles Russische

Nr. 27 – «Vor uns liegt die Dunkelheit»
John J. Mearsheimer über den Krieg in der Ukraine

Auf einer Schiffsreise von Kiew nach Odessa im Frühjahr 1994 hatte ich in einer Stadt südlich von Kiew Gelegenheit, mich mit der russischen Stadtführerin zu unterhalten. Bitterlich beklagte sie sich über den aufkommenden Nationalismus, verbunden mit einem Hass auf alles Russische. Als Russe sei man nur noch Bürger zweiter oder sogar dritter Klasse. Das gehe

bis in die Familie hinein. Ihr Mann rede nur noch davon, dass man sich jetzt dem Westen zuwenden müsse, und wenn man dann einmal zum Westen gehöre, dann könne man es den Russen zeigen. Sie selbst wisse nicht, wie lange sie das noch aushalte. *Niklaus Pfrtner, Faulensee*

Wunder Jugoslawien

Nr. 25 – «Die Albaner, Kosovos geschundene Urbevölkerung» – Kolumne von Herodot

Der Artikel ruft nach Widerspruch. Selbst wenn des Autors historische Vermutungen wahr wären, sind sie so absurd, als sollten die Apachen, Azteken, Inkas, Aborigines ihre Länder von den Weissen «rein» machen dürfen. Das Kosovo wurde von Josip Broz Tito daran gehindert, zwischen 1941 und 1945 einen «reinen» Staat aufzubauen, nach dem braunen Vorbild aus Berlin. Nach dieser heldenhaften Befreiung war es ein Bestandteil des wunderbaren Landes Jugoslawien, in dem alle Bürger genau die gleichen verfassungsmässig garantierten Rechte genossen, bis zu den allerhöchsten Stellen, soweit sie gesetzmässig handelten. Ein Kosovare, Enver Hodscha, wurde Bundesvizepräsident. In zwanzig Jahren hatten die Kosovaren zwei Staatsoberhäupter, freie medizinische Versorgung und ein Schulwesen. Dabei visafreien Verkehr mit allen Staaten Europas, als einziges Land in Europa. *Marian Michael Skalicky, Basel*

Überlegene Feuerkraft

Nr. 26 – «Wenn alle Dämme brechen»
Wolfgang Koydl über den Krieg in der Ukraine

Der Autor schreibt, der Auslöser für den Aufstand der Wagner-Söldner sei «der Zorn über die Unmenschlichkeit, mit der Russlands General-

stab Soldaten in die Blutmühlen in der Ukraine schickt». Dem russischen Generalstab wird eine dumpfe Strategie der menschlichen Angriffswellen unterstellt. Das ist jedoch nicht so. Im Gegenteil: Die russische Strategie läuft darauf hinaus, die ukrainischen Streitkräfte an Punkten, die für die Ukraine wichtig sind, festzunageln, um die ukrainischen Streitkräfte dann mittels überlegener Feuerkraft zu vernichten. Dabei wird darauf geachtet, die eigenen Verluste so gering wie möglich zu halten. Die ukrainische Armeeführung schickt immer mehr schlecht ausgebildete und mangelhaft bewaffnete Soldaten ins Feuer und nimmt deren Tod in den Abwehrstellungen und Minenfeldern der Russen billigend in Kauf. *Christoph Fehr, Schaffhausen*

Sinnlose Abhängigkeit

Nr. 27 – «Des Menschen Erfindungen»
Kolumne von Michael Bahnerth

Zunächst vielen Dank für Ihre beeindruckenden Beiträge. Im letzten Beitrag spiegeln Sie Erlebnisse, die auch ich bereits gemacht habe. Ich meine aber, dass Sie keinesfalls «wie ein Idiot» dastanden! So bezeichne ich eher die Menschen um mich herum, die ohne Smartphone, Tablet oder Laptop nicht mehr sein können. Sie sind damit dauerbeschäftigt, haben kaum mehr Zeit für «Nebensächliches», wie zum Beispiel ein Gespräch mit dem Nachbarn. Sie realisieren nicht, in was für einer sinnlosen Abhängigkeit sie sich befinden, denn der Konsum des digitalen Angebotes ist fast nur Idiotie. Dass dieses sie menschlich verarmen lässt, merken sie gar nicht mehr. Gesellschaft, quo vadis?

Peter Janczer, Zürich

Leserbriefe: Wir freuen uns über Ihre Zuschriften.
E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.



Wiktorija Amelina (1986–2023)
Léon Gautier (1922–2023)



Dem Schrecken Hoffnung entgegensetzen: Schriftstellerin Amelina.

Der Tag, an dem die russische Armee im Februar 2022 die Ukraine überfiel, war für die ukrainische Schriftstellerin Wiktorija Amelina wie eine Zeitenwende. Sie begann sich intensiv mit dem Konflikt der beiden vermeintlichen Bruderstaaten auseinanderzusetzen. Ihr Fokus lag nicht mehr auf dem Romaneschreiben, sondern auf dem Dokumentieren von Kriegsverbrechen.

Sie holte das Kriegstagebuch des ermordeten Kinderbuchautors Wolodymyr Wakulenko aus der Versenkung und publizierte es. Sie gab den Leidenden eine Stimme. Über ihre Recherchen zu weiblichen Kriegsopfern schrieb sie ein englischsprachiges Buch, das demnächst erscheinen soll. Die Publikation wird sie nicht mehr erleben.

Wiktorija Amelina wurde in der westukrainischen Stadt Lemberg geboren. Sie studierte Informatik, arbeitete als Programmiererin. Nach der Geburt ihres Sohnes begann sie auf Russisch zu schreiben, in der Sprache, die sie ihre Eltern gelehrt hatten, weil die Sowjetmacht es so wollte.

Dann wechselte sie ins Ukrainische, um sich der Gewalt zu widersetzen und «die Gerechtigkeit wiederherzustellen», wie es ihre Schriftstellerkollegin Tanja Maljartschuk ausdrückt. Amelina war eine wunderbare Autorin und ein beeindruckender Mensch. Dies sagen ihre Freunde über sie. Verletzlich und voller Energie zugleich. Ihre Stimme war leise und eindringlich. Ihre Texte auch.

Auf ihren Reisen und in ihrer Arbeit versuchte sie, dem Schrecken Hoffnung entgegenzusetzen, indem sie die Gräueltaten dokumentierte, aber auch Hilfe und kulturelle Aktivitäten organisierte, die ihrer Meinung nach für den Kampf der Ukraine ebenso wichtig waren wie die physische Versorgung und die Hilfe aus dem Westen.

In einem kurzen Gedicht fasste sie den täglichen Schrecken des Krieges zusammen:

*«Luftalarm im ganzen Land,
Als würden alle gleichzeitig
zur Erschiessung geführt,
Dabei nur auf einen gezielt,
Meistens auf den am Rande.
Heute bist das nicht du.
Entwarnung.»*

Doch am Schluss blieb die Entwarnung aus. Amelina sass Ende Juni mit kolumbianischen Autoren in einem Restaurant im ostukrainischen Kramatorsk bei Pizza und Bier. Das unbeschwertere Zusammensein endete in der Katastrophe. Aus dem Nichts schlug eine russische Rakete ein und richtete ein Blutbad an: dreizehn Tote, sechzig Verletzte – die meisten Zivilisten.

Wiktorija Amelina kämpfte verzweifelt um ihr Leben. Am 1. Juli schloss sie die Augen für immer. Sie wurde nur 37 Jahre alt.

Tatiana Bogdanova

Léon Gautier setzte sich in Frankreich unermüdlich dafür ein, dass niemand das Scheusal des Kriegs vergesse. «Den jüngeren Generationen», sagte er vor vier Jahren in einem Interview, «muss es gesagt sein – und sie sollen es wissen: Krieg ist hässlich. Krieg ist Elend – und zwar überall.» Er widmete deshalb einen Grossteil seiner Zeit Interviews oder der Teilnahme an Gedenkveranstaltungen.

Kriegsveteran Gautier wusste, wovon er sprach. 1940 trat er in die französische Marine ein. Als Nazideutschland im selben Jahr in Frankreich einmarschierte, schloss er sich den «Freien französischen Streitkräften» des Exilpräsidenten Charles de Gaulle in Grossbritannien an.

Gautiers Stunde kam am 6. Juni 1944, als im Norden Frankreichs die grosse Militäraktion der Alliierten begann, die entscheidend für den weiteren Verlauf des Zweiten Weltkriegs sein sollte. Gautier war an diesem D-Day einer von 177 französischen Soldaten, die als Erste an Land gingen. «Für uns war es etwas Besonderes», erinnerte er sich später. «Wir waren an der Spitze der Landung. Für uns war es die Befreiung Frankreichs, die Rückkehr in die Familie.»

Sie hatten Verpflegung und Munition für vier Tage bei sich, insgesamt dreissig Kilogramm, und rannten mit ihren schweren Säcken den Strand hinauf. Die Kommandos verbrachten 78 Tage an der Front, wobei ihre Zahl immer mehr abnahm. Von den 177, die am Morgen des 6. Juni an Land gingen, entkamen nur zwei Dutzend dem Tod oder Verletzungen, darunter Gautier.

Er starb Anfang Juli, wenige Wochen vor seinem 100. Geburtstag.

Pierre Heumann



«Wir waren an der Spitze der Landung»: Marine-Soldat Gautier.

Klima-Show mit Nebenerwerb

Mit den Zielen des Pariser Abkommens lassen sich neue Umverteilungskämpfe anheizen.



Es macht den Anschein, als gewinne die Idee des sogenannten Klimaschutzes immer mehr Unterstützung. Kürzlich wurde das Klimagesetz vom Schweizer Stimmvolk angenommen, Pensionskassengelder werden zunehmend grüner angelegt, sogar Manager-Boni bemessen sich nun nach Klimawirkungen.

Aber all das täuscht. Je mehr Klima-Interessengruppen und Klimaaktivisten es gibt, desto zerfahrener werden Politik und Wissenschaft beim Lösen von Klimaproblemen.

Das typische Muster geht so: Eine einschlägige Gruppierung tritt mit dem Anspruch an die Öffentlichkeit, ihr Ziel sei der Klimaschutz. Als Beleg reicht die Beteuerung, sie verfechte die Ziele des Pariser Abkommens mit der Begrenzung der Erderwärmung auf 1,5 Grad oder wenig darüber.

Schliesslich stehe die Wissenschaft hinter diesen Zielen, habe diese erarbeitet, vor allem in den Berichten des Uno-Weltklimarats (IPCC), macht etwa die Schweizer Aktivistinnen-Organisation Climatestrike geltend. Politische Parteien von FDP über Mitte, Grünliberale, Grüne bis SP bekennen sich ebenfalls zum Pariser Abkommen, das sie 2017 im Parlament genehmigt hatten, gegen die Stimmen der SVP.

Die Pariser Ziele wirken wie Blendpatronen, die man in die Runde wirft, so dass man in Politik und Wissenschaft gar nicht mehr viel dazu überlegen und sich nicht rechtfertigen muss, wenn man sie übernimmt. Wer sich dazu bekennt, ist kaum angreifbar.

Wirtschaftlich gesehen ist das wie ein Gratiszugang zur lukrativen Bühne, auf der Klimapolitik gespielt wird. Wer auf der Bühne mit-

tanzt, kann unter dem Motto Klimaschutz wie unter Tarnung umso wirksamer eigene Nebenziele verfolgen.

Das erklärt auch, warum das letztlich unverbindliche, aus Alarmismus heraus willkürlich gesetzte, wissenschaftlich nicht stark fundierte 1,5-Grad-Ziel zu einer derart magischen Grösse wurde: Mit dem Bekenntnis dazu kann man unter dem Motto Klimaschutz neue Umverteilungskämpfe eröffnen, bei denen alle hoffen, auf Kosten der anderen Vorteile zu erringen.

Etwa beim Rennen um Subventionen, das eine grosse Koalition von Energiefirmen, Beratern, Gebäudetechnikern, Privathaushalten, auch auf Forschungsgelder erpichte Wissenschaftler zu einer breiten Klimabewegung macht. Klima-Show mit Profi-Egoisten.

Die Nebenziele gehen oft viel weiter: «System change, not climate change», lautet das Schlagwort von «Fridays for Future»; Systemwechsel, weg mit dem Kapitalismus, die «letzte Generation» will Demokratie durch rasch handelnde Entscheidungsgremien ersetzen, deutsche Autorinnen denken an Kriegswirtschaft.

Noch radikaler: Die Ortsgruppe Bremen von «Fridays for Future» (FFF) wird aufgelöst. Warum? Weil die Deutschen nach Ansicht der globalen FFF-Führung offenbar zu wenig militant für eigene Ziele kämpfen. Die Chefs schreiben: «... denn letztendlich muss der Kampf für Klimaschutz und Klimagerechtigkeit mit feministischen, queeren, antikapitalistischen und antikolonialistischen Befreiungskämpfen zusammengeführt werden.» Dazu zähle auch die Solidarität mit den Palästinensern. Also: Nebenziele sollen die Hauptsache sein! Die

deutsche Sektion, so der Vorwurf, habe da einen strategischen Fehler gemacht: Anstatt die grosse Welle der Unterstützung und medialen Aufmerksamkeit 2019 in konkrete Projekte, Aktionen und Forderungen zu leiten, habe man weiterhin an den Minimalforderungen des 1,5-Grad-Ziels festgehalten.

Der Rüffel: eigene Ziele auf der Klimabühne zu wenig hart verfolgt. Das deutsche FFF-Aushängeschild Luisa Neubauer hat aus Sicht der globalen Chefs offenbar zu sehr mit Medien, Politikern und Firmenchefs gekuschelt. Aber auch das können natürlich wichtige Nebenziele von Klimaaktivisten sein: die Nähe zur Macht auskosten. Schweizer Klimakleber stehen den Medien seit kurzem ja bereits zur Verfügung für einfühlbare Homestorys.

Chance für die Landwirtschaft

In der Gentechnologie für landwirtschaftliche Anwendungen zeichnen sich Lockerungen der Regulierung ab. Die EU-Kommission schlägt vor, bestimmte Züchtungen von den bisherigen Verboten auszunehmen. Im Blick hat sie die sogenannten neuen Technologien, die auf präziseren Verfahren der Gen-Editierung beruhen. Für die Schweiz ist die Bewegung in der EU von Bedeutung, da der Bundesrat bis nächstes Jahr vorschlagen soll, wie mit den neuartigen Methoden und dem Gentech-Moratorium umzugehen sei. Zurzeit machen sich vor allem die Gegner der grünen Gentechnologie bemerkbar. Die Interessen zugunsten einer Nahrungsmittelproduktion mit besseren Sorten und weniger Umweltbelastung sind offenbar schwieriger zu organisieren als Gen-Protest.

GESCHICHTE

Uri und das Tessin



Die vergessene Grenze: «Gotthardpost» von Rudolf Koller, 1873.

Die Urner liessen auch nach 1426 nicht locker. Immer wieder zogen sie über den Gotthard.

Seite 54

Der Konflikt um Mailand und die Lombardei ging weiter, die Eidgenossen stets mittendrin.

Seite 55

So wurden Locarno, Lugano und Mendrisio Vogteien der dreizehn Orte umfassenden Eidgenossenschaft.

Seite 56

Die Urner leisteten damit einen bleibenden Beitrag zur schweizerischen Territorialbildung.

Seite 56

Der lange Weg nach Süden – wie die Urner das Tessin eroberten

Eigentlich müsste Italien schon an der Südflanke des Gotthards beginnen. Warum also ist das Tessin schweizerisch? Dahinter steckt eine epische Abenteuergeschichte. In den Hauptrollen: Päpste, Kaiser, Könige – und die Urner Familie von Beroldingen.

Andreas Z'Graggen

Ostern, Pfingsten – das war nur ein Vorspiel. Denn demnächst, wenn im Norden der Alpen die Sommerferien beginnen, donnert sie wieder gen Italien, die riesige jährlich dahinrollende Blechlawine. Doch welchen der staugeplagten Reisenden ist schon bewusst, dass Italien eigentlich bereits auf dem Gotthard oder in der Tunnelmitte beginnen müsste? Denn nördlich des Passes fliesst das Wasser in den Atlantik, südlich ins Mittelmeer; diesseits siedeln Alemannen, jenseits Romanen; in Uri begrüsst man sich mit «Guätä Tag!», im Tessin mit «Buongiorno!».

Es begann 1402

Doch die Zöllner stehen halt erst in Chiasso, was so ist, weil die Eidgenossen einst den Italienern, das heisst dem Herzogtum Mailand, das Tessin weggenommen haben. Das begann vor etwas über 500 Jahren. Treibende Kraft war Uri, mit Schwyz, Unterwalden und Luzern im Gefolge. Es ging bereits damals, im 15. Jahrhundert, um Geld – um Käse und Ziger, Butter und Vieh, die man in Mailand und auf anderen Marktplätzen der Lombardei verkaufen wollte. Für die Innerschweizer war das lebenswichtig, denn etwas anderes hatten sie kaum anzubieten. Und Mailand war schon zu jener Zeit der bedeutendste Markt des nördlichen Italien. Doch den Zugang zu dieser Stadt kontrollierten regionale Herren, gelegentlich auch Banditen und Wegelagerer, aber vor allem der in permanenten Geldnöten steckende Herzog von Mailand, der mit Zöllen und anderen Abgaben die Händler und Säumer piesackte.

Arbedo und Giornico, Faido, Biasca und Riviera sind heute etwas konturlose Dörfer der Agglomeration, an denen man achtlos vorbeirast. Doch damals, im 15. Jahrhundert, waren sie Schauplätze grimmiger Auseinandersetzungen. Vor allem Bellinzona war über Jahr-

zehnte heftigst umkämpft, wovon noch heute die über der Stadt thronenden drei Burgen zeugen. Bellinzona war, so 1475 der herzogliche Kriegskommissar Azzo Visconti, «Schlüssel und Tor zu Italien», insbesondere natürlich zum Tessin. In der Talenge von Bellenz, wie die Eidgenossen die Stadt nannten, trafen sich die

Säumerwege über den Nufenen und den Gotthard, über den Lukmanier, den San Bernardino – und den San Giacomo, die Verbindung zum Tal von Domodossola.

Es begann 1402. Damals starb Gian Galeazzo Visconti, der Herzog von Mailand, mit unsicheren Machtverhältnissen im Gefolge. Der Freiherr Albert von Sax-Misox nutzte die Gelegenheit und eroberte ein Jahr danach Bellinzona. Uri und Obwalden taten es ihm gleich und besetzten die Leventina. Doch das reichte den streitsüchtigen und expansions-

willigen Innerschweizern nicht. Gegen ein Entgelt von 2000 Gulden nahmen sie den Sax-Misox Bellinzona ab. Inzwischen war Mailand mit dem jungen Herzog Filippo Maria Visconti wieder erstarkt und versuchte Bellinzona zurückzukaufen. Die Urner und Obwaldner, verstärkt durch Kontingente aus anderen eidgenössischen Orten, lehnten ab, der Herzog schickte ein Heer von 16 000 Mann ins Tessin, 1422 kam es bei Arbedo zur Schlacht, die Eidgenossen verloren.

In einem Vertrag mit Mailand (1426) erhielten die Urner und ihre Mitstreiter, darunter inzwischen auch Nidwalden und Luzern, Schwyz, Zürich, Zug und Glarus, eine stattliche Abfindung sowie den Erlass von Zöllen und Weggeldern bis vor die Tore Mailands. Ein Vertreter von Uri war unter anderen Landammann Heinrich von Beroldingen. Die Beroldingen oder Bärlinger, wie sie ursprünglich hiessen, von Seelisberg stammend, waren 1275 vom Freiherrn von

Attinghausen als Eigenleute dem Zürcher Kloster Fraumünster, zu jener Zeit eine der grössten Grundeigentümerinnen in Uri, übergeben worden. Doch bereits 1257 wird ein Kuno Beroldingen erwähnt, als Zeuge in einem grausamen Urner Familienstreit. Schiedsrichter in diesem Konflikt war der spätere Habsburger König Ru-

Frankreich begann, das Herzogtum Mailand zu bedrängen. Das passte den Urnern bestens in den Kram.

dolf I. Die inzwischen zu wohlhabenden, mächtigen Landleuten aufgestiegenen von Beroldingen sollten dann mit Andreas, dem Enkel des oben erwähnten Heinrich, im Konflikt zwischen Eidgenossen und Mailand die entscheidende Rolle spielen.

Franzosenkönigs Versprechen

Die Urner liessen auch nach 1426 nicht locker. Immer wieder zogen sie über den Gotthard, meist mit anderen Eidgenossen im Gefolge. Ziel war die Sicherung der Zollfreiheit bis vor die Tore Mailands und territorial der Besitz der Leventina. Inzwischen hatte in der Lombardei der ehemalige *condottiero* der Visconti, Francesco Sforza, die Macht an sich gerissen. 1450 und nochmals 1467 schloss er mit den Eidgenossen Frieden. Dieser hielt nicht lange. Elf Jahre später kam es wieder zur Schlacht, diesmal bei Giornico. Anführer der Eidgenossen waren die drei Kriegsgurgeln Landammann Andreas von Beroldingen, Zürichs Bürgermeister Hans Waldmann und der Sieger von Murten gegen die Burgunder, der Berner Adrian von Bubenberg. Diesmal siegten die Eidgenossen. Sie erhielten von Mailand 25 000 Gulden Kriegsschädigung, während die Urner die Leventina behalten durften. Sie richteten im neuen Untertanenland eine Vogtei ein, und Andreas von Beroldingen zog kurz danach nach Faido und amtierte als Vogt.

In der Folge begann Frankreich das Herzogtum Mailand zu bedrängen. Das passte den Urnern bestens in den Kram. Der Herzog von





Strategisch wichtigster Ort auf der Handelsroute nach Mailand: Bellinzona.

Orléans und künftige König Ludwig XII. versprach den Eidgenossen, ihnen Bellinzona, Lugano und Locarno zu überlassen, falls sie den Franzosen helfen würden, Mailand zu erobern. 1495 zogen die Urner unter Andreas von Beroldingen wieder über den Gotthard. Ziel war Bellinzona. Die Unterwerfung Bellinzonas misslang, hingegen eroberte Uri das Bleniotal und die Riviera. Vier Jahre später zog Frankreich unter Ludwig XII. in Mailand ein, Herzog Ludovico Sforza floh nach Brixen ins südliche Tirol. Der Franzosenkönig wollte von seinem Versprechen, den Eidgenossen Bellinzona, Lugano und Locarno zu überlassen, indes nichts mehr wissen. Worauf Uri wieder die Seite wechselte und nun den Mailänder Herzog unterstützte. Bellinzona wiederum nutzte die Gunst der Stunde und unterstellte sich an der

Tagsatzung vom April 1500 den Eidgenossen. Doch diese konnten sich nicht zu einer klaren Haltung durchringen, worauf Uri, Schwyz und Nidwalden zgriffen und sich Bellinzona und

Andreas von Beroldingen, des Lesens und Schreibens unkundig, war eine ausserordentliche Persönlichkeit.

Locarno untertan machten. Was der Franzosenkönig dazu meinte, war ihnen offenbar egal – «es sy dem küng lieb oder leid».

1503 schloss dieser mit den Innerschweizern Frieden. Der Habsburger Maximilian I., Kaiser des Heiligen Römischen Reichs Deutscher Nation, welchem die Eidgenossenschaft damals noch angehörte, bestätigte Uri, Schwyz und

Nidwalden 1508 ihren neuen Besitz als ewiges Reichslehen. Bereits zwei Jahre zuvor war von Beroldingen von Maximilian I. mit einer Pension bedacht worden.

Einfache, geradlinige Gesinnung

Dieses Reichslehen wurde in drei Vogteien aufgeteilt. Abwechselnd schickte jeder der drei Orte jeder Landschaft je einen Vogt, welcher jeweils im Namen aller herrschte. Vogteisitze waren Osogna für die Riviera, Lottigna für das Bleniotal, während in Bellinzona der Vogt jeweils in einer der dortigen, die Stadt noch heute dominierenden Burgen residierte. Der Urner, wie es sich gehörte, im bedeutendsten, im Castelgrande, der Schwyzer im mittleren, Castello di Montebello, und der Nidwaldner im zuoberst gelegenen Castello di Sasso Corbaro. Damit hat-

ten Uri und die anderen Urkantone sowie insbesondere alt Landammann Andreas von Beroldingen ihr Ziel erreicht: Bellinzona mit seiner Talsperre, der Mura, den strategisch wichtigsten Ort auf der Handelsroute nach Mailand, unter Kontrolle zu bringen.

Andreas von Beroldingen, des Lesens und Schreibens unkundig, wie er selbst sagte, war eine ausserordentliche Persönlichkeit. Er hatte eine einfache, geradlinige Gesinnung, die nicht von persönlichen Ambitionen bestimmt war. Ihm ging es darum, seinem Volk aus der Enge der Verhältnisse herauszuhelfen durch die Stärkung des Gotthardweges, durch die Sicherung des Verkehrs über den «grossen Berg» hinüber nach Bellinzona und weiter nach Mailand, dem bedeutendsten Markt ganz Norditaliens. An diesem Lebensziel hat von Beroldingen in dreissig Jahren öffentlicher Tätigkeit mit berglerischer Zähigkeit gearbeitet – als Ammann des Landes Uri, als Standesvertreter auf der eidgenössischen Tagsatzung, als zeitweiliger Vogt der Leventina. In einem Breve würdigte ihn Papst Julius II. am 6. Januar 1510 mit den Worten «valde fidelem et strenuam operam». Drei Monate später verstarb Andreas von Beroldingen.

Grossmachtträume beerdigt

Der Konflikt um Mailand und die Lombardei allerdings ging weiter, die Eidgenossen stets mittendrin, auch die von Beroldingen. 1503 nahm Giuliano della Rovere als Papst Julius II. Platz auf dem Stuhl Petri. Der energische, stark politisch ausgerichtete Pontifex hatte unter anderem ein Ziel: «fuori i barbari», Italien aus den

Klauen der Fremden zu befreien, die auch seinen Kirchenstaat bedrängten. Gemeint waren die Franzosen, welche Neapel und die Lombardei beherrschten. Mittel waren unter anderen die Eidgenossen. 1506 schuf Julius II. erst die Schweizergarde in Rom, vier Jahre später schloss er mit den Eidgenossen und dem Wallis einen Vertrag, der dem Papst das Werben von Söldnern ermöglichte. Sein Sprachrohr war Matthäus Schiner, der Bischof von Sitten und spätere Kardinal, während Uri gewissermassen als Speerspitze der päpstlichen Interessen diente. Gerne nahmen die Eidgenossen die milden Gaben des Julius entgegen: 18 000 Dukaten für die Stände und als private Pensionen. Im April 1512 versammelte sich in Verona ein Heer von

Der energische Pontifex hatte ein Ziel: Italien aus den Klauen der Fremden zu befreien.

24 000 Söldnern, geführt von Freiherr Ulrich von Hohensax, im Juni wurde Pavia unterworfen, im Dezember setzten die Eidgenossen den Sohn des einst vertriebenen Mailänder Herzogs Ludovico Sforza, Massimiliano, in sein Amt ein. Den Schlüssel zur Stadt überreichte dem Fürsten der Urner Landammann Johannes Püntener. Die Eidgenossen erhielten 150 000 Dukaten Kriegsschädigung, 40 000 Dukaten als jährlichen Tribut sowie, was den Urnern besonders wichtig war, Lugano, Locarno und Zollfreiheit bis Mailand.

Doch das aus der Lombardei vertriebene Frankreich gab nicht auf. Kaum sass der neue

König Franz I. auf dem Thron, begann er mit der Rückeroberung Mailands. 1515 kam es bei Marignano zur Schlacht, die Eidgenossen verloren unehrenhaft, ihre Grossmachtträume waren beerdigt. Im Frieden mit dem siegreichen Frankreich vom November 1516 in Freiburg hätten die Eidgenossen ihre Eroberungen gegen 300 000 Kronen an König Franz I. abtreten können, doch sie widerstanden der pekuniären Versuchung. So wurden die süd-tessinischen Besitzungen Locarno, Lugano und Mendrisio Vogteien der damals dreizehn Orte (minus Appenzell) umfassenden Eidgenossenschaft, während die noch nicht dazugehörenden Bündner das Veltlin und Chiavenna behalten konnten. Uri wiederum besass die Leventina allein und teilte mit Schwyz und Nidwalden die Vogteien Blenio, Riviera und Bellinzona. In seinem mehrteiligen Werk «Geschichte des Landes Uri» schreibt der Urner Historiker Hans Stadler-Planzer: Die Urner waren «die Baumeister der eidgenössischen Herrschaft von der Höhe des [Gotthard-]Passes bis hinunter ins [...] Mendrisiotto und leisteten damit einen bleibenden Beitrag zur schweizerischen Territorialbildung».

Landammann Andreas von Beroldingen war der grosse Beweger dieser Politik. Sein Sohn Josue setzte sie als Mehrfach-Landammann Uris konsolidierend fort. Geboren 1495, nahm er als Zwanzigjähriger an der Schlacht bei Marignano teil, kam heil davon und begab sich, wohl zum Dank, auf Pilgerreise nach Jerusalem. Josue war 200 Tage unterwegs und legte dabei rund 6000 Kilometer zurück – zu Fuss, zu Pferd, zu Esel oder auf dem Schiff. Zum Rit-



Uristier und Wappen: ehemaliger Vogteisitz von Lottigna; Andreas von Beroldingen.





«Fuori i barbari»: Papst Julius II.; Villa Favorita in Castagnola.

ter des Heiligen Grabes geschlagen, schrieb Josue auf, was er erlebt hatte. Das Manuskript ging verloren, eine Abschrift tauchte im Kloster Einsiedeln auf, verschwand dann ebenfalls und landete schliesslich via ein Basler Antiquariat wieder in Einsiedeln. Dort verarbeitete ein Pater den Reisebericht zu einem Buch, welches 2008 als «Pilgerfahrt zu dem Heiligen Lande» erschien.

Napoleonisches Intermezzo

1520, nach einem Studium in Mailand, wurde Josue von Beroldingen erstmals ins Landammannamt Uris gewählt, fünf weitere Legislaturen folgten. Von Beroldingen war im 16. Jahrhundert die prägende politische Figur des Gotthardstaates. Befreundet mit den Kardinälen Matthäus Schiner und Karl Borromäus – der Mailänder Adlige wurde später heilig gesprochen –, verfolgte von Beroldingen eine strikt katholische Politik und war damit ein Gegner des in der Eidgenossenschaft zunehmend bedeutender werdenden Standes Bern. Josue war unzählige Male Tagsatzungsgesandter, er wirkte als Schiedsrichter in inner-eidgenössischen Konflikten, war Delegierter beim Habsburger Kaiser Ferdinand I.

1521 wurde Josue von Beroldingen vom älteren Bruder Ferdinands, Kaiser Karl V., in dessen Reich «die Sonne nie unterging», in den erblichen Adelsstand erhoben. Nobilitiert wurde er auch durch seine Ehen mit adligen Frauen, erst Ursula von Hohenlandenberg, später Anna Katharina von Heidegg. Der offensichtlich reich gewordene Josue von Beroldingen – nicht zuletzt durch sein Amt als Hauptmann

der päpstlichen Garde von Bologna – baute auf Seelisberg, woher die Familie stammt, an traumhafter Lage ein Schlösschen samt Kapelle, eingeweiht vom Konstanzener Bischof. Heute führt der Weg der Schweiz daran vorbei.

Uri wie die von Beroldingen verfolgten weiterhin die Politik, welche ihnen Andreas und Josue vorgezeigt hatten: Tessin, Mailand, katholische Kirche. Sebastian von Beroldingen, Sohn des Josue, studierte in Mailand, diente in der päpstlichen Garde zu Bologna, war Landschreiber von Lugano und von 1592 bis 1594 Landammann Uris. Verheiratet war er mit Apollonia Reding und Columbia Tschudi, Frauen aus dem Schwyzer beziehungsweise Glarner Patriziat. Von Beroldingen gehörte zu



„Selber schuld, wenn du immer diese interaktiven Spiele machst.“

den einflussreichsten Politikern der katholischen Schweiz.

Inzwischen war in Mailand freilich alles wieder anders, das aber durchaus im Sinne der katholischen Innerschweizer. 1522 marschierte der oben erwähnte habsburgische Kaiser Karl V.

Inzwischen war in Mailand alles wieder anders, durchaus im Sinne der katholischen Innerschweizer.

in Mailand ein und setzte dort den Sohn von Ludovico Sforza, Francesco II. Sforza, auf den Herzogsthron. Nach Karls Tod ging die Lombardei an dessen Sohn Philipp II., König von Spanien, und blieb unter spanisch-habsburgischer Herrschaft bis zum Spanischen Erbfolgekrieg (1701–1714), um hernach in den Besitz der österreichischen Habsburger zu wechseln. Nach dem napoleonischen Intermezzo und den verlorenen Feldzügen der Österreicher gegen das neu entstehende Königreich Italien (Risorgimento, 1861) war die Fremdherrschaft über Mailand endgültig beendet.

Im Dienste der spanischen Krone

Das Tessin war davon nicht gross betroffen, Uri und die übrigen Eidgenossen verwalteten weiterhin ihren Besitz, die von Beroldingen stets im Schlepptau. Johann Konrad, Gardehauptmann in Bologna und Urner Landammann (1609–1611 und 1625–1627), war Militärunternehmer in spanisch-mailändischen Diensten und amtierte während dreissig Jahren als Landschreiber von Lugano. Er führte

die spanische Partei in der katholischen Eidgenossenschaft. Johann Josef besass im Dienste Spaniens ein Regiment. Sein Bruder Karl Konrad diente ebenfalls der spanischen Krone, auch er war für die Eidgenossen in Lugano tätig, als Kanzler und Landeshauptmann. 1669 verliehen ihm diese als Lehen die Gerichtsherrschaft Magliaso, wo er im Castello di San Giorgio residierte. Vor allem baute er die Villa Favorita in Castagnola, später im Besitz des Industriellen und Kunstsammlers Baron Hans Heinrich Thyssen-Bornemisza.

Nachkomme im Ständerat

Karl Konrad von Beroldingen war offenbar ein unterhaltsamer Gastgeber. So schwärmte ein Basler Gesandter, dass von Beroldingen während einer Tessiner Tagsatzung die Delegierten «auff zweyer seiner kleinen Schifflenen» zu seinem «Lusthaus nahe Castaniolo hat abführen lassen», wo er diese «mit Confect und köstlichem Wein wohl tractiert» hat. Vom Habsburger Kaiser Leopold I. wurde Karl Konrad in den Reichsfreiherrnstand erhoben. Jodok Josef von Beroldingen wiederum wurde 1693 als Minderjähriger in das Amt des Landeschreibers gewählt, welches 1709 von den Eid-

In Mendrisio erinnert eine Via Beroldingen an die einst dominante Rolle dieser Urner Familie.

genossen als erblich erklärt wurde. Josef Anton von Beroldingen war nach beinahe 25 Jahren im Amt der letzte Landschreiber der Vogtei Mendrisio, später Senator der von Napoleon kreierten Helvetischen Republik. Einer seiner Nachkommen schaffte es im Kanton Tessin bis zum Ständerat. In Mendrisio erinnert noch heute eine Via Beroldingen an die einst dominante Rolle dieser Urner Familie.

Der oben erwähnte Josef Anton von Beroldingen, zuletzt Regierungstatthalter von Uri, wollte die Leventina in den Kanton Uri integrieren, doch daraus wurde bekanntlich nichts. 1798 brach die alte Eidgenossenschaft zusammen, die Gemeinen Herrschaften lösten sich auf, das Untertanenland Tessin wurde 1803 zum vollwertigen Schweizer Kanton. An die vergangenen Herren erinnern an der Fassade des ehemaligen Vogteisitzes von Lottigna im Bleniotal der Uristier und das Wappen der von Beroldingen – allerdings sind sie inzwischen ziemlich verblichen.

Andreas Z'Graggen war Chefredaktor der *Bilanz* und der *Berner Zeitung*. Er ist Autor des Standardwerks «Adel in der Schweiz» (NZZ Libro, 2018).

GESCHICHTE

Ein Mord und eine Ferienwohnung im Tessin: Wie es mit den von Beroldingen weiterging



Am Weg der Schweiz: Schlösschen Beroldingen in Seelisberg.

Eine unrühmliche Person war Johann Peregrin von Beroldingen, Hauptmann in spanischen Diensten, 1660/61 Landvogt der Riviera, Kommissar zu Bellinzona und später Landammann in Uri. Von Beroldingen schwängerte seine Magd Anna Maria Kober, fürchtete die Schande und ermordete die junge Frau. Die Untat kam ans Licht, und Johann Peregrin floh nach Engelberg, wo er im Kloster kirchliches Asyl erhielt. Als Uri seine Auslieferung verlangte, setzte er sich nach Frankreich ab. Man hörte nie mehr etwas von Johann Peregrin von Beroldingen.

Thurgauer Ministaaten

Sein Verhältnis zu Anna Maria Kober begann von Beroldingen, als er Landvogt im Thurgau war (1676/77). Gute 200 Jahre zuvor hatten die Eidgenossen den Habsburgern die Landgrafschaft Thurgau weggenommen. Die Urner waren selbstverständlich auch hier mit von der Partie. Der Thurgau bestand aus unzähligen Gerichtsherrschaften, eine Art Ministaaten, welche nun an die neuen Herren gingen. So erwarb Josue von Beroldingen 1553 die Herrschaft Steinegg.

Auch andere von Beroldingen verschafften sich im Laufe der Zeit solche Gerichtsherrschaften, wie Gachnang, Gündelhart, Sonnenberg et cetera. Das Engagement in der Ostschweiz brachte die Familie in die Nähe des süddeutschen und vorderösterreichischen Adels, mit welchem man sich zunehmend verschwägerte. Es begann mit Joseph Anton von Beroldingen, der 1750 Maria

Febronia, Freiin von Freiberg-Eisenberg-Almendingen heiratete und es bis zum kaiserlichen Hofrat in Wien brachte. Im Jahr 1806 wurde Paul Joseph in den erblichen Reichsgrafenstand erhoben, während sein Sohn Joseph Ignaz gar als Aussenminister des Königreichs Württemberg amtierte.

Zu Beginn des 19. Jahrhunderts verschwanden die von Beroldingen aus Uri, danach auch aus dem Tessin. Mit Antonio verschied in Zürich 1940 der letzte Schweizer dieses Namens. Hingegen gibt es die Familie weiterhin in Deutschland, Österreich, Spanien, den USA und in Paraguay. 1930 traf man sich zur 400-Jahr-Feier auf Seelisberg im Schlösschen Beroldingen. Anna Maria Sibylla Freifrau von Wrangel stickte als fünfjähriges Mädchen für den Altar der

Die Untat kam ans Licht, und Johann Peregrin von Beroldingen floh in das Kloster nach Engelberg.

Schlosskapelle eine Decke. Die in Stuttgart wohnhaft gewesene geborene Reichsgräfin von Beroldingen wollte im hohen Alter und kurz vor ihrem Tod nochmals nach Seelisberg, «nach Hause», wie sie sagte, um ihre Decke zu sehen. Bei dieser Gelegenheit fügte sie an, dass sie ihre Ferienwohnung verkaufen und den Erlös der Stiftung Beroldingen überlassen wolle. Die Wohnung lag – im Tessin.

Andreas Z'Graggen

LITERATUR UND KUNST

Herausgegeben von Daniel Weber

«Mission: Impossible»
ist das Markenzeichen
von Tom Cruise.
Und passt perfekt
in unsere Zeit.
Wolfram Knorr, Seite 66



Wandeln in Welten fernab der Welt.

Oskar Kokoschka, Die Windsbraut, 1913–1914 – Da treiben sie im Boot der Gemeinsamkeit auf dem Meer der Liebe dem Untergang entgegen, vorangetrieben in die Tragödie vom unablässigen Wind der Leidenschaft: Oskar Kokoschka und Alma Mahler. Sie sind sich die einzigen Menschen, der eine lebt im andern, zusammen wandeln sie in Welten fernab der Welt. Sie leben für die Dauer von ein paar Herzschlägen eine Liebe, die grösser ist, als es Menschen je sein können. Und doch stirbt die Liebe und nicht die Menschen.

Das mag das grosse Drama, die Ambivalenz der grossen Lieben sein; dass sie die Liebenden gleichzeitig nähren wie nichts anderes auf

der Welt, und sie Bissen für Bissen einer ungeahnten Sättigung zuführen und sie dabei gleichzeitig zerstören. Am Ende zerstören sie immer beide Liebenden. Der Unterschied liegt nur darin, dass einer stets mehr leidet als der andere.

Immer wieder verbrannte die flammende Liebe Oskars und Almas an sich selbst, und der Rauch war einer, in dem Unverständnis qualmte, Enttäuschung, einer durchtränkt von Vorwürfen, von Hass, von all den Kränkungen, die nur Liebe imstande ist hervorzubringen, und die daher rühren, dass einer immer mehr liebt als der andere, manchmal der eine, manchmal der andere, und wenn es eine glückliche

Liebe ist, hält sich das Wechselspiel der Liebesgefühle die Waage. Und bei den ganz grossen Lieben dringen die Tiefenstürme an die Oberfläche und tragen die Herzen der Liebenden verschlungen in ein Elysium von erlösender, gemeinsamer Gefangenschaft.

Alma wurde schwanger, und die stürmische Liebe verträgt keine Kinder. Alma wusste das, Oskar nicht. Sie trieb ab, er trieb ins Elend. Sie ging zurück zu ihrem Ehemann, dem Architekten Walter Gropius, er kurz daraufhin in den Krieg; er starb beinahe, er, der sich schon tot fühlte. Beide fanden sie neue Lieben, aber keine mehr, die so gross war wie die ihre.

Michael Bahnerth

Wie sich die Chinesen sehen

China ist nicht vorhersagbar. Daraus erklärt sich die Furcht des Westens vor Peking. Umso dringender ist es, der chinesischen Seite zuzuhören.

Wolfgang Kubin

Daniel Leese und Shi Ming (Hg.): Chinesisches Denken der Gegenwart. Schlüsseltexte zu Politik und Gesellschaft. C. H. Beck. 640 S., Fr. 44.90

Ein Vorwurf von chinesischer Seite lautet nicht selten, der Westen entwerfe und erfinde ein China – und erwarte von China, dass es sich dieses fremde Bild zu eigen mache, um mit uns kommunizieren zu können. Nicht wir hätten zu berichten, sondern wir hätten zu hören und zu lesen, was uns unser chinesischer Partner zu sagen habe. Darum haben wir den beiden Herausgebern, dem Freiburger Professor für Sinologie Daniel Leese und dem aus China stammenden, heute in Berlin lebenden Journalisten Shi Ming, zu danken, dass sie der chinesischen Seite die Gelegenheit geben, zu uns zu sprechen, statt selber übermässig das Wort zu ergreifen. Sie haben sich damit in den Dienst einer Kommunikation gestellt, die heute in deutschsprachigen Ländern selten geworden ist, denn nicht wenige, auch wenn sie in der chinesischen Sache nicht viel verstehen, geben gern den Erklärbaren. So sprach die *Frankfurter Allgemeine Zeitung* im Oktober des letzten Jahres kurzerhand von China als dem Reich des Bösen.

Noch mehr Chamäleon

Obschon die Editoren ihre persönliche Meinung nicht verbergen, halten sie sich dennoch wohlthuend zurück, gestalten ihre Einleitungen und Ausleitungen selbst zu Reizthemen einigermaßen ruhig und glänzen durch eine Fülle von klugen Fussnoten. Ihr Gegenstand gliedert sich in vier Kapitel mit den Themen «Chinesisches Selbstverständnis», «Staatsdenken und Herrschaftslegitimation», «Bauernfrage und ländliche Modernisierung» sowie «Zukunftsperspektiven». Die nicht einfachen Übersetzungen aus dem Chinesischen sind in der Regel gelungen.

Dennoch mag ich mit einem Makel beginnen, für den die beiden Verantwortlichen nichts können. Der Wälzer wurde am 22. Dezember 2022 abgeschlossen. Ein Ende der Infektion namens Corona schien zum Stichtag noch nicht ab-

sehbar, aber kaum zwei Wochen später verfügte Peking die Aufhebung aller Festungen wider die Epidemie. Die Prophetie des ehemaligen Rechtswissenschaftlers an der renommierten Tsinghua-Universität in Peking, Xu Zhangrun, hat sich nicht erfüllt: «Das wütende Volk» hat die Regierung wegen der zweifelhaften Corona-Politik nicht zu Grabe getragen. Wer heute durch Millionenstädte wie Kanton oder Nanchang spaziert, ist erstaunt, wie die Menschen das Leben und den Luxus geniessen.

Die These vom Wiederaufbau, vom Wiedererstarken, die zum chinesischen Selbstverständnis gehört, scheint zu stimmen. Aus jeder Niederlage will das einstige Reich der Mitte tat-

*Was heute gilt, ist morgen passé,
was gestern alt aussah,
ist übermorgen modernisiert.*

sächlich stärker hervorgegangen sein. Man kann gar den Eindruck gewinnen, dass die drei Jahre Epidemie gutgetan haben, um inmitten der rasanten Umbrüche noch mehr Chamäleon zu sein. Das Land ist nicht vorhersagbar: Was heute gilt, ist morgen passé, was gestern alt aussah, ist übermorgen modernisiert.

Daraus erklären sich der derzeitige Hass des Westens auf die zweitgrösste Volkswirtschaft der Welt und die Furcht vor dem vermeintlichen Rivalen, der eine jede Demokratie angeblich

zu Fall bringen könnte. Diese Ängste werden in Peking durchaus wahrgenommen und diskutiert. So von dem Agrarwissenschaftler Wen Tiejun, der über den amerikanischen «Sorgen» vor einem «Aufkauf der Welt» nicht die Nöte der eigenen Landsleute vergisst, sprich der Bauern. Diese sind die bisherigen Verlierer der Reformen, seitdem 1998 nicht immer legal aller Boden in Bauland überführt wurde und jede Wohnung in Vermögen umgewandelt werden kann. Folglich waltet unter Beamten, Geschäftsleuten und Politikern ein gehöriges Mass an Bestechung.

Die Reformen hatten eigentlich die Bauern in den 1980er Jahren freigesetzt: Die Volkskommunen waren abgeschafft und der Markt war ihnen geöffnet worden. So kamen sie besonders im Umkreis grosser Städte vergleichsweise zu Wohlstand. Es fehlt jedoch bis heute an vielen sozialen Vergünstigungen wie zum Beispiel Krankenkassen. Die Abschaffung der Agrarsteuer hat die Inflation nicht wettmachen können. Die jungen Bauernsöhne zog es in die Städte, um neue Arbeit zu suchen. Für die Partei sind sie bis heute «ein Haufen loser Sand». Dem versucht man durch eine 70-prozentige Urbanisierung des Landes entgegenzuwirken. Dafür bedarf es des Grund und Bodens sowie frischer Arbeitskräfte. Der Ackermann wurde *nonggong*, zum Arbeiter vom Lande.

Es sind die Wanderarbeiter, die den Reichtum der einst maroden Städte erwirtschaften. Ihre Abwanderung von dem früher prosperierenden Land hat die Dörfer veröden lassen. Es leben dort nur noch Alte, vor allem Frauen. Zwar ist die weibliche Emanzipation seit 1949 bis zum Beginn der Reformen 1979 recht erfolgreich gewesen, doch zeigt die marxistische Soziologin Song Shaopeng kühn, wie im Übergang vom Staatssozialismus zum Staatskapitalismus die Familie reprivatisiert wurde: In den Fabriken zieht man Arbeiter vor, um auf soziale Einrichtungen wie Kindergärten verzichten zu können. Entsprechend werden aus den einstigen Arbeiterinnen die neuen Hausfrauen.

Das Lesebuch sammelt wichtige Stimmen, darunter manche weibliche, unter anderem zu Feminismus und Geschlecht. Die Stärke der vor-



„Kannst du nicht mal einen schönen Roman wedeln?“



Das Selbstverständnis lautet «Harmonie».

gestellten 21 Beiträge liegt nicht immer in einer strengen Wissenschaftlichkeit, sondern eher in dem Mut, sich mitunter unbequem zu äussern, und zwar in beide Richtungen, also in Richtung Peking und in Richtung Brüssel beziehungsweise Washington.

Gefahren eines Datenkapitalismus

Uns muss die Absage eines Jiang Qing natürlich befremden, der sich als Vertreter des «politischen Konfuzianismus» gegen die «westliche» Demokratie ausspricht. Noch weniger können wir die Thesen des Juristen Jiang Shigong goutieren, der Xi Jinping als die Apotheose der (Welt-)Geschichte sieht und eine Parteiherrschaft befürwortet. Andererseits vermag der Rechtsgelehrte Yu Qingsong selbst die

härtesten Kritiker Chinas zu begeistern, wenn er im Kapitel «Zukunftsperspektiven» von der Digitalisierung der chinesischen Gesellschaft spricht. Die von ihm hervorgehobenen Gefahren eines Datenkapitalismus, der zu einem Überwachungs-kapitalismus und somit zu panoptischen Gefängnissen führe, lassen sich ebenfalls in anderen Staatswesen ausmachen.

Die Sammlung ist sehr reich an Themen, sie greift Dinge auf, an die sich selbst die Fachwelt nicht immer erinnern wird. So bringt Cui Weiping, einst Professorin an der Hochschule für Film in Peking, die unselige Debatte über «Humanismus und Entfremdung» ins Gedächtnis zurück. 1983 hatte der erkonservative Flügel der Kommunistischen Partei Chinas die Künste und die Geisteswissenschaften moralisch säu-

bern wollen, war damit jedoch bald gescheitert. Der chinesische Parteistaat greift seitdem fast nur noch aus politischen Gründen ins Denken ein.

Der Sammelband stellt eine Fundgrube für kritische Erkenntnisse aus chinesischer Sicht dar: Neben den offen diskutierten Problemen von Stadt und Land, von Mann und Frau, von Geschlecht, Herkunft und Alter stehen, wenn auch zaghaft, Fragen zur Reform der letzten Jahrzehnte und zum politischen System an. Das mag uns noch nicht hinreichend erscheinen,

Die Langsamkeit des Handelns und Denkens ist ein Kennzeichen der chinesischen Gesellschaft.

doch ist die Langsamkeit des Handelns und Denkens schon immer ein Kennzeichen der chinesischen Gesellschaft seit 1949, seit der Revolution, gewesen.

Gemeinschaft, nicht Individuum

Der Band hat auch einige Schwachpunkte. Merkwürdigerweise sind es vor allem bekanntere Denker, die wenig Vernünftiges auf die Reihe bekommen. Es ist daher nicht verwunderlich, dass hier das ansonsten vorzügliche Lektorat einbricht und nahezu unlesbare Texte produziert hat. Dazu gehören der «sozialistische Konfuzianer» Gan Yang, der Neukonfuzianer Chen Ming mit der unsäglichen Genitivtreppe «Die Anwendung der Idee des <Verbindens der drei Traditionen>» oder Wang Hui, als neuer Linker der Vertreter eines charismatischen Führerprinzips.

Nicht nur sprachlich, auch begrifflich treffen wir bei der Lektüre auf manche Unstimmigkeit. Was ist der Westen? Den Westen hat es nie gegeben. Der Ausdruck ist eine russische Erfindung aus dem späten 18. Jahrhundert, von Stalin und Putin als Gegner weiter gepflegt und gehegt. Was ist ein öffentlicher Intellektueller? Ein Intellektueller ist entweder öffentlich oder kein Intellektueller! Der Begriff «Intellektueller» scheint mir ohnehin zu China kaum zu passen. Er ist ein später europäischer Begriff, nur auf wenige trifft er zu.

Das chinesische Selbstverständnis lautet «Harmonie» und nicht «J'accuse!». Es lautet Gemeinschaft und nicht Individuum. Es lautet «horchen, gehorchen» und nicht Kritik. Insofern heisst es treffend bei dem Verfassungsrechtler Zhang Qianfan: «Der Patriotismus ist ein Glaubensbekenntnis.» Ein Bekenntnis zum Parteistaat. Und daran halten sich die meisten Chinesen.

Wolfgang Kubin ist ein deutscher Sinologe und emeritierter Professor der Universität Bonn. Er lehrt an der Beijing Foreign Studies University und an der Shantou University, beide in China. Seine Geschichte der chinesischen Literatur im 20. Jahrhundert gilt als Standardwerk.

Ein schräges Gespann

Daniel Weber

Matthias Zschokke: Der graue Peter.
Rotpunktverlag. 176 S., Fr. 29.90

Der graue Peter, die Hauptfigur in Matthias Zschokkes neuem Roman, ist ein unscheinbarer Verwaltungsbeamter in Berlin, wohin es ihn aus dem Schweizer Dorf Saint-Blaise verschlagen hat; ein Mann, der teilnahmslos durchs Leben treibt. Als ihm im ersten Satz des Buchs eine Polizistin mitteilt, sein Sohn sei von einem Lastwagen überfahren worden, sagt er ganz verdattert: «Das ist sicher furchtbar unangenehm, solche Nachrichten überbringen zu müssen.» Ihm fehlt «gewissermassen ein Empfindungschromosom», was ihn zu einer typischen Zschokke-Figur macht.

Wahrnehmungssplitter

Runde, pralle Geschichten haben den 68-jährigen Schweizer Schriftsteller und Filmemacher, der seit über vierzig Jahren in Berlin lebt, nie interessiert. Dass er für seinen ersten Roman «Max» 1982 den Robert-Walser-Preis bekam, war kein Zufall. Wie bei Walser bewegt sich auch bei Zschokke der Leser nie auf sicherem Grund. Beide sind sie Meister der Verstellung, des spielerischen Umgangs mit der Wirklichkeit, die nur gebrochen, in Wahrnehmungssplittern und vorzugsweise im Unscheinbaren aufscheint. Im «Grauen Peter» fällt sich der Er-

*Dem grauen Peter fehlt
«gewissermassen ein
Empfindungschromosom».*

zähler wiederholt mit in Klammern gesetzten Fragen an sich selbst ins Wort: «(Vielleicht erwähnen [...]).» Damit gibt er zu verstehen: Hinter jeder Geschichte steckt eine weitere, die es ebenso verdiente, erzählt zu werden.

Der graue Peter – «er war einer dieser aussichtslosen Fälle» – führt wahrlich kein «Ausnahmeleben». Seinen Alltag bewältigt er mit den immer gleichen Routinen: Arbeit, Busfahrt, Stammcafé. Mit Menschen kann er nichts anfangen. An seine Frau hat er sich gewöhnt, obwohl sie ihm fremd bleibt. «Sie ist froh, wenn er sie in Ruhe lässt. Und sie lässt ihn in Ruhe, und er ist froh.» Aber er bewegt sich, und darin ist er eben doch einzigartig, in einem eigenen Universum, zerstreut und gleichzeitig obsessiv genau, wenn er etwa Amseln beim Nestbau beobachtet oder über die Knopfleiste an einem Jackettärmel sinniert.

Doch dann passiert etwas Ausserordentliches, das den grauen Peter aus seinem ge-

wohnten Leben reisst. Auf dem Rückweg von einer dienstlichen Reise zur Jubiläumsfeier einer Städtepartnerschaft sitzt der graue Peter in Nancy im Zug und wartet auf die Abfahrt nach Basel. Da bittet ihn eine verzweifelte Mutter, ihren achtjährigen Sohn in seine Obhut zu nehmen. Der allein reisende Zéphyr wird zwar in Basel von seinem Onkel abgeholt, aber ausserplanmässig müssen die Reisenden in Strassburg umsteigen. Obwohl er mit Kindern nichts mehr anfangen könne, willigt der

graue Peter ein, auf Zéphyr aufzupassen, der eine orangefarbene Schwimmweste trägt (weil der Wetterbericht Regen angesagt habe) und einen Rucksack voller klebriger Bonbons bei sich hat.

Damit hebt so etwas wie ein Roadmovie an, mit einem Gespann, das schräger nicht sein könnte. Damit hat Zschokke Erfahrung: Mit seinen Spielfilmen hat er als Regisseur gezeigt, wie eigensinnig er die erzählerischen Konventionen des Kinos auszureizen versteht.



Spielerischer Umgang mit Wirklichkeit: Autor Zschokke.

Sein jüngster Film, den er eben mit seinem Bruder Adrian als Kameramann fertig gedreht hat, widmet sich dem Urururgrossvater der beiden, Heinrich Zschokke (1771–1848). Der aus Deutschland eingewanderte Gelehrte und Erfolgsschriftsteller machte in der Schweiz politische Karriere als Vorkämpfer der Liberalen. Sein bewegtes Leben wäre Stoff für einen üppigen Ausstattungsfilm – der sich allerdings nicht finanzieren liess. Aber man kann damit rechnen, dass Zschokke auch mit beschränkten Mitteln eine originelle Umsetzung gelingen wird.

Die gemeinsame Reise von Zéphyr und dem grauen Peter wird turbulent, als sie einen Zwischenhalt in Mulhouse einlegen. Sie wollen Zéphyrs Tante besuchen, in deren Keller eine riesige Carrera-Autorennbahn steht. «Ich hatte als Kind nie so eine Rennbahn und hätte immer gern eine gehabt. Sogar heute noch», sagt Peter. In der Folge geht alles schief: Sie finden das Haus der Tante nicht, der Bahnkiosk, wo sie ihr Gepäck deponiert haben, hat bei ihrer Rückkehr aus familiären Gründen geschlossen, im 5-D-Erlebniskino macht sich Zéphyr vor Angst in die Hose ... Was den beiden widerfährt, ist mal von slapstickhafter Tragikomik, mal absurd und befremdlich, als befänden wir uns in einem surrealen Traum.

Bei allem Ungemach wächst der graue Peter jedoch in eine Rolle hinein, die wir ihm nicht zugetraut hätten: Er wird zum fürsorglichen Beschützer des merkwürdigen Jungen. Dabei stellt er sich zwar ungeschickt an, und was er dem Buben erzählt ist oft so absonderlich, dass der ihn anschaut «wie einen Verrückten». Aber er bemüht sich rührend, mit unschuldiger Zartheit um seinen Gefährten, diesen Jungen, wie er selber gern einer gewesen wäre. Dass die Geschichte auf dem Perron im Bahnhof Basel schliesslich ein trauriges Ende nimmt, ist folgerichtig – wie hätte der graue Peter nach dem unverhofften Glück mit Zéphyr in sein graues Leben zurückfinden wollen?

Schlaglicht auf das grosse Grauen

Wolfgang Koydl

Alex J. Kay: Das Reich der Vernichtung. Eine Gesamtgeschichte des nationalsozialistischen Massenmordens. Wbg Theiss. 456 S., Fr. 53.90.

Wer wissen will, wie sehr das Gedenken an die Gräueltaten der deutschen NS-Herrschaft zu einem leeren Ritual verkommen ist, der muss sich nur die einschlägigen Reden deutscher Politiker zu entsprechenden Jahres- und Gedenktagen antun. Sie trafen von larmoyanter Betroffenheit, pflichtschuldig abgeliefert, aber kaum empfun-

den. – Ja, man hat alles schon tausendmal gehört, gesehen, gelesen und von allen möglichen Werten aus beleuchtet über jene zwölf grauenvollen Jahre NS-Herrschaft, über den Holocaust und den Weltkrieg. Wahrscheinlich wurde keine zweite Epoche der Weltgeschichte öfter, akribischer und ausführlicher beschrieben als die Zeitspanne von 1933 bis 1945.

Und dann kommt da ein junger britischer Historiker und wirft mit einem Satz ein Schlaglicht auf das Geschehen, das das Grauen plötzlich wieder in seinem ganzen Schrecken sichtbar

Diese Fixierung auf den Sieg, so Kay, war eine Triebfeder des Mordens.

bar macht: In Nazi-Deutschland, schreibt er, liefen «Hunderttausende von Massenmördern gleichzeitig frei herum». Nicht ein Serienmörder, der eine ganze Stadt in Angst und Schrecken versetzt, sondern unzählige, rund 250 000 Männer – und einige Frauen –, die direkt an den Morden unschuldiger Menschen in ganz Europa beteiligt waren. Die Mörder waren unter uns.

Sieben Massenmordkampagnen

Alex J. Kay nennt es Massenmorde und nicht Genozid, bewusst den strafrechtlichen Begriff wählend: die vorsätzliche Tötung anderer Menschen aus niedrigen Beweggründen. Massenmord sei «umfassender und weniger emotional, politisch weniger kontrovers und weniger abhängig von bestimmten juristischen Aussagen», schreibt er.

Insgesamt sieben Massenmorde des NS-Regimes listet er auf. Ein Tabubruch, der entweder gelobt oder getadelt wird. Denn Kay setzt den Holocaust an den Juden in einen gemeinsamen Rahmen mit anderen Vernichtungsaktionen, was vor allem der israelische Historiker Saul Friedländer emphatisch kritisierte. Der Mord an den Juden habe «absoluten Charakter» und könne «nur singular betrachtet und nicht in grösserem Rahmen subsumiert werden», schrieb er.

Kay streitet nicht ab, dass der Holocaust «beispiellos» war. Nie in der Geschichte war die «Ausmerzungen» einer ganzen Volks- und Religionsgruppe derart detailliert bürokratisch geplant und gleichsam industriell umgesetzt worden. Dennoch, so Kay, könne man ihn «gleichzeitig als Teil eines vom NS-Regime betriebenen umfassenderen Prozesses demographischer Rekonstruktion und rassistischer Reinigung betrachten».

Sechs Massenmorde neben dem Holocaust zählt der in Potsdam lehrende Brite auf: die Tötung «lebensunwerter» Menschen in Heil- und Pflegeanstalten, die Vernichtung der polnischen Elite, den Mord

an den Roma, die Massenmorde an sowjetischen Kriegsgefangenen (der zahlenmässig zweitgrössten Opfergruppe nach den Juden), das Aushungern sowjetischer Städte und die tödlichen Repressalien gegen die Zivilbevölkerung in Ost- und Südosteuropa im Rahmen der tatsächlichen oder angeblichen Bekämpfung von Partisanen.

Als gemeinsamen Faktor (abgesehen von einer zwangsläufig willkürlich gewählten Mindestopferzahl von 100 000) hat Kay ausgemacht, dass diese Gruppen als Bedrohung für die deutschen Kriegsanstrengungen galten – sei es, dass sie der deutschen Bevölkerung knappe Nahrung und Rohstoffe wegnahmen, sei es, dass sie gegen die Wehrmacht kämpften, sei es, dass sie Platz machen mussten für das «Volk ohne Raum» in der Zeit nach dem gewonnenen Krieg.

Diese Fixierung auf den Sieg, so Kay, war eine Triebfeder des Mordens. Um jeden Preis sollte verhindert werden, dass sich das Trauma der Niederlage von 1918 wiederholte. Nicht nur in der nationalsozialistischen Ideologie, sondern auch im allgemeinen Bewusstsein hatte sich die «Dolchstosslegende» eingenistet – der Irrglaube, dass das Kaiserreich den Ersten Weltkrieg hätte gewinnen können, wenn die «Heimatfront» aus Linken, Juden und Intellektuellen der Armee nicht in den Rücken gefallen wäre und sie verraten hätte.

Waren die Massenmorde während der Kriegsjahre mit rund dreizehn Millionen Opfern schon unfassbar, so wären sie verblasst angesichts der Verbrechen, die das Regime in den eroberten Gebieten für die Nachkriegszeit geplant hatte. So sah der «Generalplan Ost» die Vertreibung von dreissig Millionen Slawen hinter den Ural vor. Die Grenzen Deutschlands sollten auf eine Linie Baku–Stalingrad–Moskau–Leningrad vorgeschoben, diese Städte dem Erdboden gleichgemacht und die Region bis zum Ural zu einem toten Niemandsland gemacht werden, in dem die einheimische Bevölkerung ausgehungert werden sollte.



„Dann wollen wir doch mal mit neuem Schwung unsere Mitarbeiter fördern...“



Leiser Humor: Autorin Birnbacher.

Zurück ins Dorf der Kindheit

Sylvie-Sophie Schindler

Birgit Birnbacher: Wovon wir leben. Zsolnay. 192 S., Fr. 33.90

Wenn sie sagen würde, sie hätte es eilig, wäre es eine Lüge. Also sagt sie es nicht. Wird sie es je wieder sagen können? Julia ist rausgefallen aus dem Kosmos derer, die es eilig haben. Keine Termine, kein Druck. Ihr wurde gekündigt. Sie hat gerne als Krankenschwester gearbeitet; dann machte sie einen Fehler, der schwerwiegende Folgen hätte haben können. Einfach dastehen, einfach plaudern, so könnte nun ihr Leben aussehen. Nur: Will sie das? Wer einfach nur dasteht und plaudert, macht wahrscheinlich keine Fehler. Nicht so schön ist allerdings, dass

alles an ihr bereits so aussieht, als gehöre sie nicht mehr dazu: «Meine Haare wissen schon, dass ich arbeitslos bin.»

Birgit Birnbacher bringt ihre Protagonistin, die im Grunde nicht weiss, wohin, wieder zurück an den Ort, in dem sie aufgewachsen ist, einem Dorf im Innergebirg, jener Landschaft der engen Täler im Salzburger Land, die sich aus den Bezirken Pongau, Pinzgau und Lungau zusammensetzt. Dort also, wo die österreichische Schriftstellerin, Jahrgang 1985, selbst ihre Kindheit verbracht hat, und so bleibt der naheliegende Eindruck, dass auch eigene Erinnerungen hineinverwoben sind in «Wovon wir leben», ihren dritten Roman. Die Berge, die Felsen, das raue Klima, die kargen Äste, die angrenzenden Skitourismudörfer prägen die Landschaft. Doch eigentlich ist die Kindheit der Ort, wohin es geht. Die Beklemmung, die sich dadurch Bahn bricht, erinnert an Thomas Bernhards verstörende Rückblicke.

Als Julia von ihrem Vater abgeholt wird, hängen wie üblich Sägespäne in seinem Strickpullover, und sein Gang ist, der schmerzenden Knie wegen, leicht schwankend. Die Sprache reduziert sich automatisch, sobald die beiden aufeinandertreffen; man redet nicht über Gefühle, sondern über das, was handfest ist, das Greifbare, aber nie wissend, ob man den anderen überhaupt erreicht: «Es ist wie immer zwischen uns: Ich rede, aber es ist umsonst.» Der Vater konkurriert mit der asthmakranken Tochter, wer von beiden bedürftiger ist, denkt sich Krankheiten aus; auch das ist wie immer.

Birnbacher findet für all das, was nicht zur Sprache kommen soll, dennoch Worte und Bilder.

Vielleicht gibt es mehr Nähe, als sie spürbar ist – Julia sucht, ebenfalls wie immer, leise Zeichen väterlicher Zuneigung. Nur wenn sie mit ihm zusammen ist, fühlt sie sich alleine.

Im Abgleich der inneren Landschaft mit der äusseren wird deutlich, dass sie sich mehr ähneln, als man gerne zugeben würde. Das Dorf wirkt abgehängt, stehengeblieben. Eben so, wie es das Klischee will. Derjenige, der es einst verlassen hat, würde gerne verächtlich darauf blicken – aber steht es ihm zu? Julia muss sich fragen, was sie selbst an Altlasten in sich trägt und ob sie einst überhaupt in eine Zukunft aufgebrochen ist, zu der ein teurer Hosenanzug gehörte und die leidenschaftliche Affäre mit einem verheirateten Arzt. Kann man sich von seiner Vergangenheit überhaupt je lösen?

Behutsam komponierte Wucht

Neu ist, dass die Mutter den Vater verlassen hat. Die Mutter, die sonst immer nur durchgehalten hat. Neu ist auch der Städter, Oskar, der sich im Dorf von einem Herzinfarkt erholt. Er hat eine Art Grundeinkommen für ein Jahr gewonnen und schmiedet Pläne. Julia ist zunächst neidisch, weil er noch an etwas glaubt, an das sie nicht mehr zu glauben wagt. Sie ist ebenso unsicher wie sehnsuchtsvoll, und Birnbacher findet für all das, was nicht zur Sprache kommen soll, dennoch Worte und Bilder, die sie als eine ausweisen, die ganz genau hinschaut und sich zugleich erlaubt, erwärmend zärtlich zu sein.

Gleichwohl Birnbacher ihren Roman auch als Kritik an patriarchalen Strukturen verstanden wissen will und Erzähltes gerne soziologisch seziert, geschieht dies nie aufdringlich. Ohnehin kommt nichts an gegen die literarische Wucht, die deshalb so überwältigt, weil sie behutsam komponiert ist. Nichts ist geschönt – und müsste deshalb brutal erscheinen. Doch da ist noch etwas, was fast wie ein Wunder wirkt inmitten all der zerbrochenen Lebensentwürfe: leiser, mitunter überraschender Humor.

Frauen sind zufriedener als Männer

Walter Hollstein

Martin Schröder: Wann sind Frauen wirklich zufrieden? C. Bertelsmann, 256 S., Fr. 29.90

Frauen sind unterdrückt, Frauen werden diskriminiert, Frauen geht es schlecht – grundsätzlich und als ganzes Geschlecht. Das ist das mittlerweile omnipräsente Narrativ des modernen Feminismus – seit geraumer Zeit bestimmt es auch die Agenda der Politik.

Nun bezweifelt kein vernünftiger Mensch, dass Frauen in der Vergangenheit politisch und ökonomisch schlechtergestellt waren als die meisten Männer, sicher auch unterdrückt. Aber das hat sich fundamental geändert, und dagegen, dass die Frauen nach wie vor in der Opferposition sind, gibt es seit etwa zwanzig Jahren viele Befunde, die auch empirisch zu reichend belegt sind.

«Radikal verbessert»

Der Saarbrücker Soziologe Martin Schröder legt nun über Zufriedenheit und Unzufriedenheit der Frauen eine Langzeitstudie vor mit über 700 000 Befragungen. Darin kommt er zum Schluss, dass sich das Leben der Frauen in den vergangenen Jahren «radikal verbessert» hat und dass Frauen in unserer Gesellschaft durchaus zufrieden sind – nur eben zum Teil anders als Männer. Allerdings will ein Grossteil der Feministinnen das einfach nicht wahrhaben. «Wer sich nicht als Opfer sieht, wird sogar abgewertet», schreibt Schröder. «So meint die feministische Autorin Charlotte Raven: Wenn eine Frau glaube, es gehe ihr gut, verleugne sie in Wahrheit nur ihren Schmerz und ihr Opferdasein.»

Das ist denn ein Musterbeispiel dafür, dass nicht wahr sein darf, was nicht in das ideologische Schema des Feminismus passt. Dementsprechend fallen denn auch feministische Rezensentinnen über Schröder und seine Stu-

«Wer sich nicht als Opfer sieht, wird sogar abgewertet», schreibt Schröder.

die her, zum Beispiel Mona Molotov in der Zürcher Woz; wie es in diesem Milieu üblich ist, mit vielen Beleidigungen und Vorwürfen und null Argumenten.

Schröder belegt, dass Frauen mindestens ebenso zufrieden sind wie Männer und dass das auch für das Berufsleben gilt. Mit ihrem Lebensstandard sind Frauen sogar zufriedener als Männer. Frauen fühlen sich im Arbeitsleben nicht diskriminiert, sehen

für sich genauso viele Chancen und fühlen sich durchaus anerkannt. Privat und im Beziehungsleben erleben sich Frauen sogar als privilegiert und eher bestimmend als Männer. Allerdings sind Frauen eben nicht Männer, sie haben durchaus eigene Lebensentwürfe und vielfach auch andere Prioritäten. Schröder bringt es auf den Punkt: «Die Gender Studies betonen gerne, wie wichtig ihnen Diversität ist. Doch wenn Diversität bedeutet, dass Frauen anders leben wollen als Männer, finden sie Diversität auf einmal nicht mehr gut.» Durchaus vernünftig optiert Schröder dafür, dass die Gesellschaft Männern und Frauen ihren freien Willen lässt. Das gilt ebenfalls für ihre Lebensentwürfe und für das, was sie privat und beruflich wollen.

Wir drucken, was die Presse hergibt...



Keine technischen Berufe

Das wäre auch lehrreich für die fast schon verzweifelten Anstrengungen der letzten Jahre, in der Schweiz Mädchen und Frauen die traditionellen Männerberufe in Handwerk und Industrie schmackhaft zu machen. Es sollte eigentlich doch nachdenklich stimmen, dass sich unter den zehn Ausbildungsberufen, die Mädchen hierzulande favorisieren, nach wie vor kein einziger technischer Beruf befindet. Schröders Arbeit erklärt genau das mit den unterschiedlichen Interessen und Präferenzen von Frauen und Männern.

Der Stil des Buches ist manchmal etwas schnöselig, und dazu passt die Arroganz, sich über so bedeutende Soziologen wie Adorno, Horkheimer oder Marcuse lustig zu machen. Solches hätte Schröder gar nicht nötig, da seine Studie für die Geschlechterdebatte durchaus pionierhaft ist.



Die Bibel

Who is WHO?

Eine Frau mit Blutfluss hatte ... viel gelitten unter vielen Ärzten und ihr ganzes Vermögen ausgegeben. Aber es hatte ihr nichts genützt (Markus 5, 25). – Ich wundere mich nicht, dass die Ärzte vor 2000 Jahren nicht immer helfen konnten und dass die Patientin Jesus aufsuchte. Die heutige Medizin ist enorm erfolgreich, und wir sind gesünder als damals. Umso erstaunlicher, dass die Gesundheit ein derart drückendes Thema geworden ist. Wenn der vegetative Betrieb einigermaßen mühelos läuft, denken wir ja nicht an die Gesundheit. Das gilt auch für Leute, die medizinisch nicht gesund sind, solange sie ihren Alltag bewältigen können. Wir leben nicht, um gesund zu sein, sondern wir wollen gesund sein, um zu leben und zu wirken. Deshalb könnte gerade ein überspitztes Gesundseinwollen ein Krankheitssymptom sein.

Die Gesundheitsdefinition der Weltgesundheitsorganisation (WHO) weist in diese Richtung: Gesundheit sei nicht nur das Fehlen von Krankheiten, sondern ein Zustand des vollständigen körperlichen, geistigen und sozialen Wohlergehens. Diesen Nirwana- oder Paradieszustand habe ich noch nie angetroffen. Manche WHO-Männer versuchten offenbar, diesen Zustand herzustellen, indem sie an ihrem Einsatzort einheimische Frauen sexuell ausbeuteten: Reinigungs-jobs im Tausch gegen sexuelles Wohlergehen der WHO-Funktionäre und -Ärzte. Nun erhebt die WHO den Anspruch, die Gesundheitspolitik durch einen Pandemiepakt weltweit zu steuern. Sie könnte Pflichtimpfungen anordnen. Ihre Spitzenfunktionäre, die Pharma-Aktien besitzen, bekämen private Geldmaschinen. Die WHO wird vorwiegend aus Spenden von Bill-Gates-nahen Stiftungen und von der Pharmaindustrie finanziert. Auch wenn sie viel Hilfreiches getan hat, ist sie offensichtlich zum Gaunersyndikat geworden. Ein Rechtsstaat wie die Schweiz sollte austreten.

Peter Ruch

Tom Cruises unmöglichste Mission

James Bond ist von gestern.
Der Mann der Stunde ist Ethan Hunt alias Tom Cruise.
Was für ein Spektakel!

Wolfram Knorr

Mission: Impossible – Dead Reckoning Part One (USA 2023) von Christopher McQuarrie.
Mit Tom Cruise, Simon Pegg, Ving Rhames, Rebecca Ferguson, Vanessa Kirby

Weshalb ist «Mission: Impossible» ein solcher Hit? Wegen des Titels? Der wummernden, aufgejazzten Titelmelodie von Lalo Schiffrin? Der rituell konspirativen Auftragsvergabe auf Band, die mit dem legendären Satz endet, dass sich in wenigen Sekunden das Band zerstört? Auch – aber vor allem wegen Tom Cruise, der sich mit der Produzentin Paula Wagner in den 1990er Jahren die Rechte an der gleichnamigen Uralt-TV-Serie aus den 1960er Jahren unter den Nagel riss und die Geheimmissionen einer ehrenwerten Truppe zum Breitleinwand-Spektakel aufmöbelte.

Wer den Titel nennt, assoziiert ihn nicht mit der Filmfigur Ethan Hunt, sondern nur mit Tom Cruise. Denn von Film zu Film steigerte sich «Mission: Impossible» zu einer immer akrobatischeren Stunt-Show, die ohne Cruise nicht denkbar ist: Die unmöglichen Missionen sind ein Selbstoptimierungsphänomen. Und darin unterscheidet sich das bengalische Feuerwerk, das unter dem Titel «Mission: Impossible – Dead Reckoning Part One» zum siebten Mal gezündet wird, von den Bond-Filmen.



„Auch im Urlaub kann Robert auf die Börsenkurse nicht verzichten...“

Tom Cruise repräsentiert waghalsige Gravigations-Schwindeleien, und an denen gemessen, ist James Bond ein Pensionär, der im Park die Tauben füttert. Wenn Cruise in «Dead Reckoning» den Aufsprung auf den Orientexpress verfehlt, springt er halt mit einem Motorrad und einem Fallschirm von hoch oben über ein tiefes Tal hinab auf den Zug – und landet präzis.

Wer glaubt, Kino sei nur ein belangloser Zeitvertreib und allenfalls ein Gradmesser für den jeweiligen (schlechten) Geschmack einer Generation, ist auf dem Holzweg. Kino ist das ideale Einmachglas für Mode, Lifestyle, Lebensgefühl. Es konserviert Zeitgeist, und der steht heute nicht mehr auf Bond. James Bond ist ein Mann von gestern, des vergangenen Jahrhunderts, ein Flaneur des Luxus und der Moden, der Frauen und verrückte Autos liebt, sich in Casinos rumtreibt, anzügliche Sprüche klopft und angesagten Champagner schlürft.

Fakes am Laufmeter

Aber diese Zeiten sind passé, der metropolitane Geniesser hat in Zeiten von Pandemie, Inflation, Klimawandel, Energie- und Finanzkrisen, #MeToo, Fake News, Kriegen, Cyberattacken, Digitalisierung, KI und so weiter ausgedient. Den atemlosen Zeitläufen wird er nicht mehr gerecht. Verlangt werden Effizienz, Durchsetzungskraft, Relevanz, Tempo, Teamgeist; die Fähigkeit, dem Zeitdruck, unter dem die Probleme sich häufen, standzuhalten. Kein Leinwandspektakel erfüllt dieses «Anspruchsprofil» so sehr wie «Mission: Impossible», eine Art permanenter Wettbewerb im Sich-selbst-Übertreffen. Ein Prinzip, das natürlich der Wettbewerbsgesellschaft grundsätzlich inhärent ist, aber in «Mission: Impossible» wird es durch die Identifikation mit Tom Cruise personalisiert, gewissermassen fassbar.

Er ist ein cooler «Top Gun»-Dealer, für Extravaganzen hat er keine Zeit. Eine politische Agenda liegt ihm fern, für ihn gilt nur die professionelle Erfüllung des Auftrags. Der ideale Topmanager, ein blosser Problemlöser-Agent. Als «Top Gun»-Pilot ist er ein nationaler Held, aber im Vordergrund dominiert der hoch-



Slapstick, Screwball, Suspense:

gradige Technokrat. Seine Welt ist das *risky business* (gleichnamiger Film von 1983). In «Rain Man» (1988) beutet er die Krankheit seines Bruders (Dustin Hoffman) aus; dessen autistisches Zahlengedächtnis. Dank ihm sackt er an den Spieltischen in Las Vegas Gewinne ein.

In «The Color of Money» (1986) lässt er mit kalter Berechnung am Billardtisch die Kugeln klacken, in «Jerry Maguire» (1996) mistet er als aalglatter Sportmanager das Sportbusiness aus, und in «Born on the Fourth of July» (1989) verkörpert er als querschnittgelähmter Vietnam-Rückkehrer die lädierte amerikanische Psyche, die einen Karrierebruch nicht duldet. Wie ein böser Weltenrichter im Rollstuhl wettet und zetert er in einer wüsten One-Man-Show gegen das, was es in seinem Leben einfach nicht geben darf: eine Niederlage.

Die Aufträge in «Mission: Impossible» sind alle unmöglich, aber ganz besonders in «Dead Reckoning Part One». Ethan Hunt bekommt es mit dem grössten aller Gegner zu tun: der künstlichen Intelligenz, «Entität» genannt. Sie hat sich im globalen Netzwerk eingenistet, kann alles und jeden manipulieren, täuschen und Fakes am Laufmeter produzieren. Hunt und sein Team fühlen sich wie in einem Labyrinth und erhalten den Auftrag, einen Schlüssel, der aus zwei Teilen besteht, zu beschaffen, mit dem man die KI beherrscht.

Es ist das uralte Schatztruhen-Prinzip. Was aber nichts daran ändert, dass die Schlüssel-



Tom Cruise in «Dead Reckoning».

wanderung von Diebestasche zu Diebestasche einen Riesenspass macht. Es sind natürlich eine ganze Reihe von Interessenten hinter dem Schlüssel her, der ihnen das Schloss zur Weltbeherrschung öffnet. «Dead Reckoning Part One» ist von allen Filmen der Reihe nicht nur der beste, sondern auch der ironischste. Höhe-

Den Sprung vom Felsen mit Motorrad und Fallschirm vollführte Cruise sechs Mal.

punkt ist, dass Hunts schrullige Mitstreiter über den KI-Irrsinn aufs Analoge zurückgreifen («Da kann man uns nicht folgen»).

Cruise beweist stoische, physisch-motorische Präsenz; obwohl bereits 61, ist er immer noch scharf konturiert wie ein Granitstein im Sturm. Ein Funktionalist, frei von Attitüden, höchstkonzentriert und effizient. Es ist sicher kein Zufall, dass er sich der Scientology-Kirche anschloss, zu deren Kern Lerntechniken gehören, mit denen man sein Leben besser in den Griff bekommt. So habe er seine Legasthenie überwunden und sich «die Fähigkeit angeeignet, zu lernen und zu lesen, was ich will» (Cruise).

Ethan Hunt ist ein Teamplayer, der mit seinen Kumpels Benji (Simon Pegg), Luther (Ving Rhames) und Ilsa (Rebecca Ferguson) jede Aktion minutiös abstimmt. Zwar reicht die Zeit zum Palavern, aber immer geht es dabei um die Er-

füllung der Aufträge, und die verlangt filigranste Feinarbeit. Als Hunt übers Headset genaue Anweisungen von Benji für seinen Sprung auf den Orientexpress verlangt, ist der verzweifelt: Den Wagen steuern und den Laptop bedienen – das geht nicht. Also stellt er den Wagen auf Automatik, rückt auf den Beifahrersitz und berechnet die genauen Koordinaten für Hunts Sprung.

In «Mission: Impossible IV» klettert er auf das höchste Gebäude der Welt, den Burj Khalifa in Dubai. Warum sollte er den Lift nehmen? Das würde nur zu unerwünschten Gesprächen im Lift führen. An der Fassade stört ihn niemand, es gibt keine Ablenkung, nur höchste Konzentration. Beim Fassaden-Trip war Cruise mit einem unsichtbaren Seil gesichert, seine Versicherung weigerte sich trotzdem, den Irrsinn zu akzeptieren. Cruise fand eine neue Versicherung. Den Sprung vom Felsen mit Motorrad und Fallschirm vollführte er sechs Mal, ehe er und der Regisseur zufrieden waren.

Kopfgeldjäger im Sandsturm

Die TV-Serie hatte im deutschen Fernsehen den herrlichen Titel «Kobra, übernehmen Sie». Mit der knallharten Ökonomie-Akrobatik der Kinofilme hatte sie zwar nichts am Hut, aber viel Abrakadabra mit Verkleidungen, Täuschungen und anderen Zaubereien war schon damals dabei, auch die hochmysteriöse Organisation, die die Aufträge vergab, die schier unlösbar schienen. Das war Absicht, denn der damalige

Held Jim Phelps hatte eine undurchsichtige Vergangenheit und konnte froh sein, noch beschäftigt zu werden.

Cruise übernahm den Hintergrund, die konspirative Auftragsvergabe, aber nicht den Namen. Im ersten Kinofilm wurde Phelps zum Bösewicht (zum Ärger des Erfinders). Die Aufträge führten schon damals hinaus in die Welt, besonders der Exotik wegen. Die Dreharbeiten verließen allerdings nie das Paramount-Studio-gelände. In «Dead Reckoning» muss sich Ilsa gleich zu Beginn in der (echten) Sahara gegen Kopfgeldjäger in einem wüsten Sandsturm behaupten; sie ist im Besitz eines Schlüsselteils. Hunt kommt ihr zu Hilfe, und kurz darauf ist er in der Regierungszentrale, mit Gesichtsmaske, wie in der alten Serie.

Dann geht's nach Rom, Venedig, Österreich. Höhepunkt dieser herrlich kurzweiligen High-Speed-Action-Sause ist ein furioser Cliffhanger, der die komplette Kinogeschichte Revue passieren lässt; vom Slapstick über Screwball bis zu Hitchcocks Suspense. «Dead Reckoning Part Two» soll im kommenden Jahr das Rätsel um die «Entität» lösen, um jenes russische U-Boot, mit dem «Dead Reckoning Part One» geheimnisvoll und spannend beginnt.

Von Cary Grant hiess es, er habe mal gesagt, dass jeder Cary Grant sein wolle, selbst Cary Grant. Tom Cruise wollte niemals Tom Cruise sein. Er ist Tom Cruise. «Dead Reckoning» ist der Beweis.



Fernsehen

Wie üblich unter sich

Wolfgang Koydl

Markus Lanz: Das Erstarren der AfD.
ZDF vom 5. Juli.

Das Wort «Talkshow» kommt vom Wort für reden, und genau dies sollten Teilnehmer tun: miteinander sprechen. Das scheint sogar der Talk-Dino Markus Lanz begriffen zu haben. Im Podcast mit dem Fühlosophen Richard David Precht fragte er, warum niemand die AfD in Talkshows einlade.

Schon tags darauf hatte er Gelegenheit, dem Wort die Tat folgen zu lassen. Thema seiner Runde: «Das Erstarren der AfD». Wer waren die Gäste? Ein Ost-Landrat von der CDU, der SPD-Mann Michael Roth, eine Politologin und eine Journalistin von der *Zeit*. Ein Vertreter der Lord-Voldemort-Partei war nicht zu sehen. Man sprach mal wieder lieber über sie als mit ihr. Und weil

*Und Lanz war anzusehen,
was er dachte: ein Fehlgriff,
diese Frau.*

alle sich so einig waren, musste Lanz niemandem brutal ins Wort grätschen. Vor allem Roth, nicht der scharfsinnigste Denker, durfte ungestört Vorurteile und Gemeinplätze verbreiten.

Als unberechenbar entpuppte sich die Frau von der *Zeit*. Sie leitet das Büro in Leipzig und kennt daher auch echte AfD-Wähler. Fassungslos war die Runde, als sie erklärte, dass die AfD keine reine Protestpartei sei, sondern durchaus für Ziele stehe – auch wenn man die nicht teile.

Doch Roth liess sich nicht bremsen und warf AfD-Wählern eine «verfestigte Verachtung der Demokratie» vor. Was denn daran verachtenswert sei, zur Urne zu gehen und eine Partei zu wählen, wollte die Journalistin wissen. Roth blickte dumm und wusste es auch nicht. Und Lanz war anzusehen, was er dachte: ein Fehlgriff, diese Frau. Da hätte er gleich jemanden von der AfD einladen können.

Kunst

In Kunst verwandelte Warenwelt

Angelika Maass

Sylvie Fleury: Shoplifters from Venus.
Kunstmuseum Winterthur. Bis 20. August

Da ist vieles zu haben, wonach man – oder in diesem Fall eher frau – sich sehnt: Luxusgüter der Extraklasse, dies und das zur Selbstoptimierung, der passende Laufsteg, um das alles und sich selbst zu präsentieren, und gleichzeitig eine Fülle von Dingen, Kunst- und Kunst-Objekten, welche die Kunst grosser männlicher Künstler konterkariert. All dieses Viele ist effektiv und listig in Szene gesetzt, zwischen Versprechen und Brechung, Erfüllung und Leere, und vergewärtigt wesentliche Aspekte des vielseitigen Schaffens von Sylvie Fleury.

darunter Neuestes, eigens für diese Schau Entstandenes, und bespielt mit ihnen sämtliche Räume des lichtvollen Erweiterungsbaus, der dazu einen hervorragenden Rahmen bietet.

Doch schon auf dem Weg dorthin, im historischen Teil des Museums, gibt es da und dort ein Fleury-Werk zu entdecken, besonders schön die Designerschuhe auf dem bemalten Holzpodest in der Nähe von Piet Mondrian und Josef Albers. Da wird man bestens auf etwas vorbereitet, das in Fleurys Kunst so zentral ist: die «Verschiebung zwischen hehrer Kunst-

*Raketen, gern als phallische
Symbole interpretiert, sind bei ihr
von Boudoir-Atmosphäre umgeben.*

sphäre und banaler Warenwelt» (so Direktor Konrad Bitterli, der die Schau zusammen mit David Schmidhauser kuratiert hat). Oder in Worten der Künstlerin, die, wie sie sagt, dazu



Irritierende Ready-mades: «Shopping Bags» der Künstlerin Fleury.

Fleury, eben 62 geworden, gilt als eine der bedeutendsten Schweizer Kunstschaaffenden und spielt auch auf dem internationalen Parkett eine wichtige Rolle. Der Name der Genferin steht für Multimedia-, Performance- und Objektkunst, für Pop-Art, Ready-made, Skulptur, für Installation und Malerei. Die Ausstellung zeigt Werke aus über dreissig Jahren,

beigetragene, «die Mode in die Sphäre der Kunst zu überführen» und, umgekehrt, «die Kunst in der Mode präsenter zu machen».

Wie eine Obsession

Und dann, im ersten grossen Raum, die einst skandalträchtigen «Shopping Bags», diese variablen Arrangements von Einkaufstaschen, die

den Namen berühmter Marken tragen – Versace, Prada, Hermès, Lanvin, Balenciaga – und die das enthalten, was Fleury mit ihnen erwarb, ungebraucht und mehr oder weniger verborgen: ein Foulard, ein T-Shirt, Parfüm; einmal gut sichtbar Gummistiefel von Marc Jacobs. Lauter irritierende Ready-mades mit einer direkten Verbindung zur Person der Künstlerin. Hier und an anderen Orten der Ausstellung, wo immer die «Ladendiebinen von der Venus» an der Arbeit sind, wird man an einen gern zitierten Satz der Künstlerin erinnert: «Ich wollte die Realität schon immer umgestalten und die Gegenstände des täglichen Lebens verwandeln. Ich hatte seit jeher den Wunsch, alles anders zu machen als all die anderen – wie eine Obsession.»

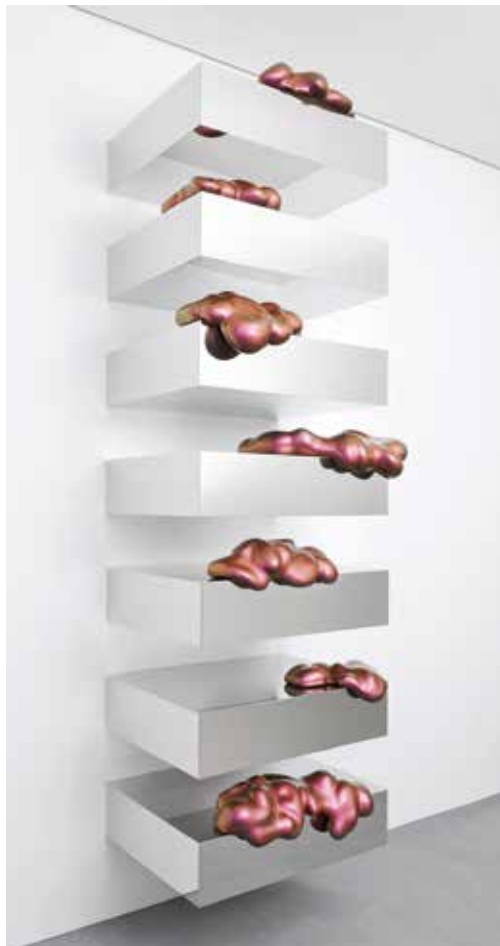
Zu Sylvie Fleurys Realität gehört auch Kunstrealität, und auch sie, die Kunst, kann sich zum Accessoire des Konsums verwandeln (was nicht zwingend kritisch gemeint ist). So wird der zweite Saal von einem dunklen Laufsteg beherrscht, und an den Wänden baumeln



27 ähnliche Bilder in unterschiedlichen Formaten: schwarz, mit sprühenden Farbflecken, Tropfenhaftem à la Jackson Pollock in Gold-, Orange- und Silbertönen. Jedes Bild mit einer Goldkette als Henkel; als wäre es die Tragtasche für irgendeinen Luxusartikel.

Immer wieder nimmt Fleury Bezug auf Momente der von Männern besetzten Kunst-

geschichte. Sie tut dies lustvoll, voller Ironie und zeigt dabei weibliche Stärke. Raketen, gern als phallische Symbole interpretiert, sind bei ihr oft von Boudoir-Atmosphäre umgeben, als mit Kunstfell überzogene, lippenstiftrote, in Nagellackfarben changierende «Spaceships on Venus». Wenn Fleury Bodenskulpturen-Kunst



Ausgepresstes: «Eternal Wow on Shelves».

von Carl Andre zitiert, dann vor allem, um sie neu zu besetzen, nämlich mit den Farbspuren und Splittern von (zertretenen oder überfahrenen) Schminkutensilien.

Oder, auch er einer der Grossen der amerikanischen Kunst, Frank Stella: Im hellen Raum mit der schönen Installation aus weissem Teppich, weissem Sessel und dreizehn Paar weissen Schuhen – Fleurys Schuh-Obsession ist legendär – kommt er als eine Art Wanddekorateur ins Spiel. Eindringliche Augenerlebnisse sind zu haben im Saal mit den auf Donald Judds minimalistische Stapel-Skulpturen reagierenden Wandarbeiten. Judds stille, raumschöpfende «Stacks» werden profan besetzt: mit kupferrot beziehungsweise golden schimmernden hässlich-schönen Gebilden, die an Ausgepresstes – Kot, Crème – erinnern, gleichzeitig sich selbst und ihre Umgebung spiegelnd.

Ob man von der Fleury-Schau mit ihren widersprüchlichen Erscheinungsbildern und dem Spiel mit der Leere berührt wird oder nicht, eines ist sicher: Kalt lässt sie wohl niemanden.

Alben für die Ewigkeit

Jerry Lee Lewis:

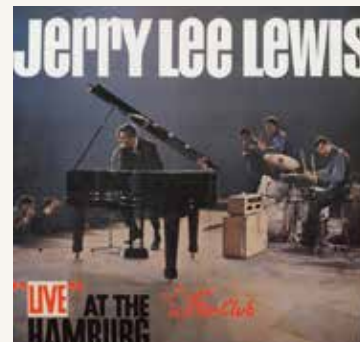
Live at the Star-Club Hamburg

Es war die zweite LP nach den Beatles, die ich besass. Ich war vierzehn. Und sie bleibt unvergessen, weil sie all das besitzt, was guten Rock 'n' Roll ausmacht: Rhythmus, Songs und eine unvergleichliche Stimme. Dazu diese Dringlichkeit, die Künstler nur am Anfang ihrer Karriere hinzulegen vermögen.

Jerry Lee Lewis, auch «The Killer» genannt, da ein paar seiner Frauen auf mysteriöse Art ablebten, schuf 1964 einen Live-Meilenstein, der seiner Karriere mächtig Schub gab, vielleicht zu viel. Der sieben Mal verheiratete (darunter auch mit seiner Cousine) Tastenhexer musste durch einige Tiefs hindurch, und das hört man auch in seiner Musik und seinem aggressiven Klavierspiel. Da ist wenig Raum für romantische Töne. Trotz ihrer ultrareligiösen Einstellung, die Tanzmusik als «Teufelszeug» verurteilte, verpfändeten seine Eltern ihre Farm, um dem achtjährigen Lewis seinen Wunsch nach einem Klavier zu erfüllen. «Gott» sei Dank. Mit der linken Hand erzeugte er einen starken, rockigen Boogie-Woogie-Hintergrund, während er rechts schnelle, mit Gospel, Blues und Country angereicherte Melodien spielte.

Das Album startet mit dem Killer «High School Confidential», einem mitreissenden Up-Tempo-Boogie-Rock. Das Publikum verlangt schon nach dem ersten Song nach Zugabe, und so folgt Kracher auf Kracher: «Money», «Good Golly, Miss Molly» und «Long Tall Sally». Die Krönung ist natürlich der Über-Klassiker, der auch herrlich verfilmt wurde: «Great Balls of Fire». Besser war der «Killer» nie.

Chris von Rohr





Nimbus des Musikheiligen: Gitarrist Krieger.

Pop

Die Doors nach sechzig Jahren

Benjamin Bögli

Robby Krieger live: Whisky a Go Go.
Los Angeles. 1. Juli

Die Liebesbeziehung zwischen den Doors und dem «Whisky a Go Go» ist eine rissige. Im berühmten Lokal in Los Angeles, das 1964 eröffnete, waltete die wilde Rockband mit Jim Morrison (Gesang), Ray Manzarek (Orgel/Bass), John Densmore (Schlagzeug) und Robby Krieger (Gitarre) 1966 als psychedelische Hauskapelle.

Beim Konzert am 21. August desselben Jahres kam es im Klub am Sunset Strip, in dem sich leichtbekleidete Girls in Käfigen räkelten, aber zum Eklat. Morrison erschien erst zum zweiten Set auf der Bühne und stimmte im LSD-Rausch den Song «The End» an. Er begann zu improvisieren und beschwor den Ödipuskomplex («Father?» / «Yes, son?» / «I

want to kill you» / «Mother, I want to ...»). Zu obszön für den Betreiber des Lokals. Er entliess die Doors fristlos.

Beinahe sechzig Jahre später haben sich die Wogen geglättet, und die Doors sind im «Whisky» wieder herzlich willkommen. Das heisst, übrig geblieben ist bloss noch Gitarrist und Co-Songwriter Krieger. Morrison (1943–1971) und Manzarek (1939–2013) sind verstorben, und Densmore hatte sich mit der Band überworfen. Ein harmloser kalifornischer Singer-Songwriter eröffnet den Abend im ausverkauften Klub und kündigt nach ein paar Liedern «The Doors» an.

Singender Sohn

Robby Krieger, der Jüngste des Kult-Quartetts, mittlerweile aber auch schon 77, schlohweisses Haar, spindeldürr, betritt um 22 Uhr die Bühne. Tanzende Frauen hinter Gitterstäben gibt es keine mehr. Krieger trägt Hosen im US-Flaggen-Look und lächelt verschmitzt. Mit «Break on Through (To the Other Side)», dem Auftakt-Kracher vom Debütalbum «The Doors» (1967), eröffnet er auch sein knapp zweieinhalbstündiges Konzert. Als Zuschauer wartet man

gespannt: Was sind die Doors ohne Jim Morrison? Singt jetzt Krieger?

Die Show wird zu einer etwas bizarren Angelegenheit. Krieger ist der Anti-Rockstar: scheu, wortkarg, leise. Gitarre spielt er nach wie vor wie ein Gott. Auch scheint ihm der Nimbus des Musikheiligen zu gefallen. Das macht ihn locker und sympathisch. Und ja, Krieger singt auch.

Allerdings nicht Robby, sondern Waylon Krieger, sein bald fünfzigjähriger Sohn. Waylon hat noch weniger Frontmann-Qualitäten als der Vater: Er singt weder richtig gut, noch umweht ihn das Charisma seines alten Herrn. Vielleicht verschafft ihm dieser mit solchen

Krieger ist der Anti-Rockstar: scheu, wortkarg, leise. Gitarre spielt er nach wie vor wie ein Gott.

Auftritten einfach einen Job. Immerhin ist Waylon zugehörnt wie Jim Morrison, textsicher und verpasst keine Einsätze. Er hat die Doors halt im Blut. Alle paar Minuten zieht er sich zurück, trinkt etwas und ruht sich auf einer Treppe sitzend aus.

In diesen Momenten springt der Bassist als Sänger ein. Auch er ist ein Sohn von ..., und zwar von Paul A. Rothchild, dem Produzenten der meisten Doors-Alben. Nur ist Dan Rothchild eine Wucht – am Instrument und gesanglich. Er hält die sonderbare Truppe zusammen. Die feine Ironie dabei: Die Doors hatten in ihrer Standardformation keinen Bassisten. Die Basslinien spielte Ray Manzarek mit der linken Hand auf seiner Orgel. Am Keyboard der Doors 2023 sitzt, zurückhaltend, der prominente Session-Musiker Ed Roth. Die Solos überlässt er gerne dem Gitarristen.

Das Programm an diesem Abend besteht fast ausschliesslich aus bekannten Doors-Stücken. Einen Höhepunkt erreicht das Konzert bei «Waiting for the Sun», einem Titel des Albums «Morrison Hotel» (1970). Hier stimmt plötzlich alles. Der Geist der Doors und Kriegers Saiten versetzen das Publikum in Trance. Gekommen sind erstaunlich viele, die aussehen, als seien sie in diesem Jahrtausend geboren. Auch «When the Music's Over» («L.A. Woman», 1971) und «Roadhouse Blues» («Morrison Hotel») gelingen.

Wenn sich Robby Krieger zu Wort meldet, dann, weil er das Publikum dazu ermuntert, Lieder zu wünschen. «Spanish Caravan» («Waiting for the Sun», 1968), obwohl immer wieder gefordert, spielt er trotzdem nicht. Um 00.19 Uhr stimmt er den bekanntesten Song der Band aus L.A. an, «Light My Fire» («The Doors», 1967). Dieser sei, flüstert Krieger ins Mikrofon, hier, 1966, im «Whisky a Go Go», «gewachsen». Er dauert elf Minuten. Dann verabschiedet sich die Doors-Legende. Der Applaus ist riesig.

Klassik

Biblische Ménage-à-trois

Manuel Brug

Marc-Antoine Charpentier: David & Jonathas (Château de Versailles). 2 CDs, 1 DVD

Eben ist sie auf CD und DVD erschienen: In der Chapelle royale de Versailles kam letzten Dezember Marc-Antoine Charpentiers Kirchenoper «David & Jonathas» als szenische Produktion einer sehr besonderen Liebesgeschichte heraus – der zwischen Saul, David und Jonathan, die Ersteren in den Selbstmord treibt, während Letzterer im Kampf gegen die Philister getötet wird. Und der neue König David trauert um seinen Mentor wie seinen Freund. Jonathan, von einer Frau gesungen, ist Objekt verbaler, womöglich auch körperlicher Liebe von gleich zwei eifersüchtigen Männern in dieser biblischen Ménage-à-trois.

Natürlich bleiben die wahren Gefühle schicklich im Vagen, das macht dieses tiefkatholische Werk so flirrend ambivalent. Und natürlich ist solches zwar in Marshall Pynkoskis historisch informierter, aber geschmeidig werkdienlicher Inszenierung zu spüren; es wird freilich nicht ausinszeniert. Andeutung ist mehr, man gibt sich keusch und flirtet doch erotisch klingend. Als sei hier ein im Barockstil unterfüttertes Historiengemälde lebendig geworden, so schön wechseln Arrangements und gar nicht starre Bilder.

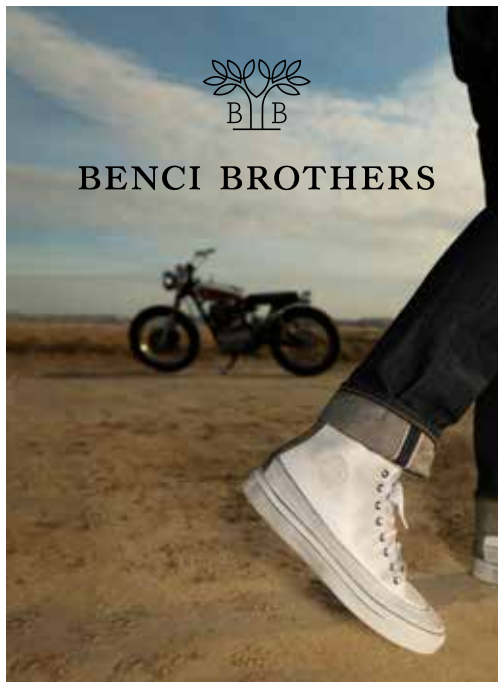
Ein Gerüst vor dem Altar scheint mit diesem architektonisch zu verschmelzen, ein Zelt öffnet seine Vorhänge zwischen Marmorsäulen. So wird die feste Ausstattung nur ergänzt durch Ballett, Chor und Solisten, die sich in den raffiniert farbigen Kostümen von Christian Lacroix zu stets harmonischen Arrangements neu formen. Dazu funkelt das Ensemble Marguerite Louise unter seinem swingenden Chef Gaétan Jarry instrumental wie vokal kontrapunktgewitzt. Der sanfte Tenor Reinoud van Mechelen (David), der finstere Bariton David Witzak (Saul) und der lichte Sopran Caroline Arnaud (Jonathas) singen grossartig.

Sprudelnde Einnahmen

Und man muss sich Laurent Brunner, der das alles möglich machte, als glücklichen Menschen vorstellen. Im Gegensatz zu den meisten Opernintendanten, die gegenwärtig von Sorgen über Auslastungszahlen, Energie- und Materialkosten sowie steigende Gehälter geplagt sind, brummt bei ihm die Bude. Wobei das sehr despektierlich ist für sein mit 700 Plätzen eher kleines, aber ganz besonderes Theater. Das liegt im Schloss von Versailles, eröffnet als letzte Baumassnahme unter Louis XV, von dessen Hof-

architekten Ange-Jacques Gabriel geplant, in Gold, Marmorgrau (alles hölzern) und Eisvogelblau klassizistisch elegant gehalten. Eröffnungsanlass war am 16. Mai 1770 die Vermählung des Thronfolgers Louis XVI mit der österreichischen Erzherzogin Marie-Antoinette.

Bis zur Revolution freilich wurden hier sehr wenige Opern gespielt, dafür einige Bälle veranstaltet. Richtig zum Leben erwacht ist dieses sehr besondere Theater eigentlich erst wieder vor etwas mehr als zehn Jahren. Denn seit einer feuerpolizeilichen Ertüchtigung fließen auch dorthin die sprudelnden Einnahmen der Versailles GmbH, die besonders mit kostenpflichtigen Gartenfesten und Feuerwerken die Massen anlockt. Und zudem knubbeln sich in den königlichen Appartements die Gruppen und verrenken sich Horden von Influencern für das originellste Spiegelsaal-Selfie.



Operndirektor Brunner, dem auch noch das kostbar-kleine Théâtre de la Reine neben dem Petit Trianon und die Chapelle royale unterstehen, reibt sich die Hände. Er hat in der Saison Geld für je ein Dutzend szenische wie konzertante Opern, Molière-Stücke, Ballette und über dreissig Konzerte. Ihm gelingt dabei ein freudig-bunter Mix. Es gibt auch Wagners «Ring», aber der Schwerpunkt liegt auf französischem und italienischem Barock unter besonderer Berücksichtigung des einst hier gespielten repräsentativen Repertoires von Gross- wie Kleinmeistern. Und sogar eine eigene blühende CD- und DVD-Reihe mit vielen ausgefallenen Klangköstlichkeiten haben «Château de Versailles Spectacles» inzwischen aufgelegt. Auch da ist fast schon die Zahl Hundert erreicht. Versailles blüht kulturell wie schon lange nicht mehr.

Jazz

Der lange Schatten der First Lady

Peter Rüedi

Robin McKelle: Impressions of Ella (featuring Kenny Barron, Peter Washington, Kenny Washington). Doxie Records (Naïve). BLV 8071

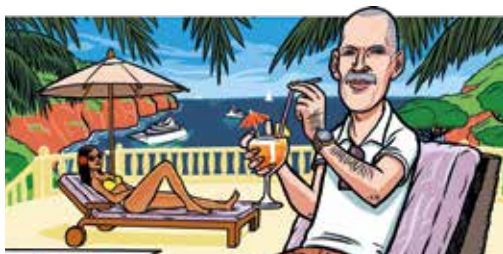
Hommagen sind zuweilen riskant. Nicht selten desavouiert der oder die Geehrte postum den Verehrer. Dieser verschwindet im langen Schatten des Originals. Oder er erscheint als Imitator und Epigone, die Ehrung wird gar zur Anmassung. Oft genug ist deren Motiv ohnehin kommerzielles Kalkül.

Im Fall einer Erinnerung an Ella Fitzgerald (1917–1996) ist das Risiko besonders hoch. Einmal ist die Hinterlassenschaft der «First Lady of Jazz» rein quantitativ monumental: Es gibt keinen Song im «Great American Songbook», den sie nicht interpretiert hätte (in ihren «Songbooks» zu Cole Porter, George Gershwin etc. oder anderswo). Zum andern erreichte sie in der instrumentalen Verwendung ihrer Stimme eine beispiellose Virtuosität, andererseits aber auch, in intimen Duos oder begleitet von ihrem Trio, sozusagen das Gegenteil davon: eine emotionale Tiefe und Einfachheit. «She was singing the song», wie das Jazzmusiker nennen.

All dies bedenkend, sind die «Impressions of Ella», welche die 1976 geborene Sängerin Robin McKelle vorlegt, bewundernswert (nicht weniger als das Fitzgerald-Memorial ihrer Kollegin Dee Dee Bridgewater ein Vierteljahrhundert zuvor: «Dear Ella»). McKelle wählte zum einen nicht die bekanntesten Hits aus Fitzgeralds Repertoire aus (mit Ausnahme vielleicht von «How High the Moon»). Höhepunkte sind, meine ich, Billie Strayhorns «Lush Life», Gershwins «Embraceable You» und «Soon» sowie Vernon Dukes «April in Paris». Zum andern sagte sie in einem Interview mit France Info zutreffend: «Gewiss, es war sehr wichtig, nicht nur eine Hommage im Sinn zu haben, sondern mir einen Teil meiner selbst zu bewahren.»

Seit ihrem Debüt 2006 hat sich McKelle in vielen Facetten versucht, in Soul, R&B, Pop und mit Liedern eigener Erfindung. Mit «Impressions of Ella», sagt sie, sei sie zu ihren Anfängen zurückgekehrt, zum Song, zur alten Kunst des Jazzgesangs. Die Attraktion dieses Albums macht allerdings nicht allein ihre flexible, sehr persönliche, hart am Nerv nuancierte Altstimme aus, sondern ebenso die Wahl ihrer Partner: des Trios des hochinspirierten, ebenso sublimen wie eigenwilligen Altmeisters Kenny Barron am Piano (Peter Washington am Bass und Kenny Washington am Schlagzeug). Zu vergleichen ist es nur mit der Combo von Ellas einstigem *musical director* Tommy Flanagan.

LEBEN HEUTE



WUNDERBARE WELT

Mein Spätwerk

Mark van Huissing

Zum ersten Mal geschäftlich fuhr ich 1994 ans Montreux Jazz Festival. Und zwar als *Blick*-Reporter (nicht Rezensent). Damals war ich ein Berufseinsteiger, galt aber bereits als «Jazz-Kenner» auf der Redaktion (weil ich in einer Konferenz gewusst hatte, wer Don Cherry war, als Einziger). Der Montreux-Auftrag, den mir der Chef erteilte, war einfach und klar: «Wir wollen nichts über Kunst, sondern knackige Storys, wenn zum Beispiel Elton von der Bühne fällt oder die Bratwurstpreise an der Promenade aufgeschlagen haben.» Donald Eugene Cherry, nebenbei, war der Trompeter für den linken Kanal auf dem Album «Free Jazz» von Ornette Coleman und der Stiefvater von Neneh Cherry, die ich talentiert fand (sowie *hot*).

Die Woche, die ich in Montreux verbrachte, war nett. Mein Zimmer im Viersternehotel, wo der Verlag ein Kontingent unterhielt, hatte einen Balkon auf den See; weitere Auslagen übernahm ebenfalls die Firma. Bratwurstpreis-inflation konnte ich dann keine feststellen, und Elton stürzte nicht von der Bühne, er trat nicht mal auf (dafür Dylan – da hatten sie wohl was verwechselt).

Dennoch schaffte ich es ins Blatt mit einem Johnny-Cash-Porträt, fast eine ganze Seite, obwohl kalt geschrieben, wie man sagt, wenn der Beschriebene kein Interview gibt. Meinem Chef, einem Riesenfan des Country-Helden, war's egal. Und obwohl ich lange über sein starkes Spätwerk feuilletonisierte – Cash hatte gerade das erste Album seiner «American Recordings»-Reihe (Produzent: Rick Rubin) veröffentlicht –, kürzte der Chef den Text kaum und redigierte bloss einen Satz

rein: «Johnny, du bist wie guter Wein, wirst mit dem Alter immer besser.» Damit konnte ich leben auf meinem Balkon, eine Flasche Epesses im Kühler.

Zum letzten Mal ans Montreux Jazz Festival als Journalist fuhr ich heuer. Ich bin ja nun wirklich keiner, der findet, früher sei alles besser gewesen. Aber die Arbeitswelt hat sich echt verändert in den vergangenen Jahren. Und zwar nicht zum Besseren (oder wie mein alter Schreiberkollege Helge Timmerberg in zwei Worten sagt: «Meine Fresse.»). Die Aussage, denke ich, trifft nicht bloss auf die Medienbranche zu.

Zur Beweisführung hier die Eckdaten meines aktuellen Einsatzes. Aufenthaltsdauer: dreizehn Stunden oder, lyrischer, ein langer Sommerabend und die folgende kurze Nacht. Hotel: statt mit Balkon auf den See mit Fenster zum Hof, dafür selbst gefunden, gebucht und bezahlt (Fr. 234.76, inkl. Frühstück). Geplante *storyline* (weil das besser tönt als «Auftrag: keiner»): «Was wurde aus Chris <Wicked Game> Isaak – vierzig Jahre im Business, vor dreissig Jahren fast ein Superstar, und heute?»

Schon der Weg nach Montreux respektive zu einem Medien-Ticket ist herausfordernd. «Bitte laden Sie mindestens eine Vorausberichterstattung hoch, die sie vergangenes Jahr über das Jazz-Festival veröffentlicht haben» (oder so ähnlich), wird verlangt, wenn man sich akkreditieren möchte. Ich habe ein Billett für eine Show beantragt (95 Franken), nicht den Rundum-sorglos-Festivalpass mit Limousinenservice und Fussmassage, nur zum Sagen. Meinem Begehren wurde schliesslich stattgegeben.

Worauf mich postwendend und, nehme ich an, von künstlicher Intelligenz getrieben das System fragte, ob ich Chris Isaak interviewen möchte. «Klar, am liebsten nach dem

«Die Arbeitswelt hat sich echt verändert. Und nicht zum Besseren.»

Soundcheck», antwortete ich oldschool-mässig. Worauf sich ein Mensch meldete – «Geht auch Zoom im Voraus, damit Ihr Artikel [wo erscheint er noch mal?] vor dem Konzert rauskommen [und ein paar Eintritte verkaufen] kann?» Es wurde stattdessen ein E-Mail-«Interview». Das heisst, Mr Isaak, nehme ich

an, lieferte auf meine eingereichten «Fragen» – es waren mehr unverbindliche Stichworte – irgendwelche generischen «Antworten» («It's a great time to be making music ... sky's the limit» et cetera).

Das Konzert von Isaak, dessen letztes Studioalbum 2015 rauskam, war hörens- und sehenswert allerdings. Er hat noch immer seine Kaschmirstimme. Und ist ein prima Unterhalter geblieben, der 67-Jährige hängt sich rein, auch nach über vierzig Jahren (ähnlich wie Ihr Kolumnist). Wenn wir's davon haben: Das Montreux Jazz Festival läuft noch bis Samstag, kaufen Sie Karten über die Webseite – und geben Sie den Code «MvHWW2023» ein.



UNTEN DURCH

Kurze Hosen

Linus Reichlin

Hier eine weitere Episode aus meinem langweiligen Leben in Bordighera, Italien. Vorgestern brauchte ich dringend eine kurze Hose, und da sich das Hosengeschäft genau dort befand, wo es keine Parkplätze gibt – das ist in Italien immer so –, parkte ich meinen Wagen mitten auf der Strasse mit Warnblinker. Ich rannte in den Laden und sagte zur Verkäuferin: «Schnell, *signora*, ich stehe im Halteverbot, geben Sie mir eine kurze Hose in der Grösse S!» Die Verkäuferin betrachtete meine Hüften und sagte: «Sie brauchen M.» Ich sagte: «*Signora*, das bilden Sie sich nur ein! Her mit der S! Die *polizia locale* ist wahrscheinlich schon unterwegs!» Die Verkäuferin sagte: «Die *polizia locale* ist nur unterwegs, wenn's Mittagessen gibt. Apropos Essen: Sie brauchen ganz eindeutig eine M.» Eine solche Frechheit! Und das in einer Armani-Filiale! Aber die lokalen italienischen Armani-Filia-

len leiden unter demselben Problem wie die *polizia locale*: Hier arbeiten diejenigen, die es nicht auf die nationale Ebene geschafft haben. Wie auch immer, draussen hupten die Leute schon, weil irgendein Arschloch seinen Fiat

Wenn ich an Italien etwas hasse, dann die Touristen. Sie sind immer da, wenn ich dort bin.

auf der Gegenfahrbahn so abgestellt hatte, dass man um meinen Wagen nicht mehr herumfahren konnte. «Vaffanculo», sagte ich zur Verkäuferin, «dann gib mir eben die M!» Sie sagte: «Tut mir leid, wir schliessen jetzt für die Mittagspause.» Kann man es glauben? Aber das ist exakt der Grund, warum Italien bereits zur Hälfte im Meer liegt und bald aus der europäischen Verankerung wegbrechen und nach Libyen treiben wird! Ganz Italien wird in Afrika stranden, und das wird Afrika ökonomisch um Jahre zurückwerfen, weil von Kairo bis Kapstadt plötzlich alle eine zweieinhalbstündige Mittagspause machen werden.

Jetzt musste ich ohne kurze Hose an den Strand! Unter all den Leuten in Badehosen und Shorts sah ich aus wie ein Kriminalkommissar. Als mich ein deutscher Tourist von seinem Liegestuhl aus blöd anstotzte, sagte ich: «Zeigen Sie mal Ihren Ausweis!» Er sagte, er habe den Ausweis in seiner langen Hose, und die lange Hose sei ihm von einem Eskimo gestohlen worden. Da lachten alle, die bei ihm waren. Wenn ich an Italien etwas hasse, dann die Touristen. Sie sind immer da, wenn ich dort bin. Man erkennt sie an ihren kurzen Hosen und daran, dass sie nach der Mittagspause noch «buongiorno» sagen, obwohl die Italiener jetzt «buonasera» sagen. Der Italiener gleitet nach der Mittagspause im Grunde genommen nahtlos in die Abendruhe, wenn nicht sogar direkt in die Pensionierung. Es ist ein Wunder, dass die Italiener nicht um 13.00 Uhr schon «buonanotte» sagen. Das kommt wahrscheinlich noch.

Nein, jetzt im Ernst: Pünktlich um 15.30 Uhr, nach der Mittagspause, stand ich wieder in dem Hosenladen, und die Verkäuferin sagte: «Ah, der Herr mit der Grösse L.» Es stellte sich heraus, dass sie nur eine kurze Hose im Angebot hatte, und die war nur noch in L vorrätig. Sie kostete 200 Euro wegen der Deko-

ration an der linken Hüftseite: ein aus rosa-roten Glitzersteinchen gefertigter Anker. Heutzutage kann man zu so etwas nicht mehr nein sagen, ohne sich dem Vorwurf der Intoleranz auszusetzen. Also kaufte ich die Hose, und gestern trug ich sie an der Strandpromenade: Endlich schwitzte ich nicht mehr so stark. Aber es war etwas mühsam, die viel zu weite Hose dauernd mit beiden Händen festhalten zu müssen. Nein, jetzt im Ernst: Natürlich kaufte ich die Hose nicht. Ich laufe doch nicht mit einer kurzen Hose herum, in der ich aussehe wie ein Matrose, der auf dem Ligurischen Meer seinen Kapitän aus Eifersucht über die Reling gestossen hat und dem – wenn die Kriminalpolizei ihn erwischt und ruft: «Hände hoch!» – die Hose über die Knie rutscht. Morgen schneide ich einfach mit der Schere alles ab, was an der langen Hose zu viel ist, basta!



SEX Hoherogene Zone

Dania Schifftan

Liebe Dania, um mich herum wimmelt es nur so von Fussfetischisten. Ist das ein Trend, oder liegt das an meinem Umfeld?

K. M., Bremgarten

Hier braucht es zunächst eine Klärung dessen, worüber wir sprechen. Was ist ein Fussfetischist? Ein echter Fussfetischist empfindet nur dann sexuelle Erregung, wenn Füsse im Spiel sind. Also eine bestimmte Art von Füßen, der Geruch, eine bestimmte Verkleidung an den Füßen wie bestimmte Strümpfe oder besonderes Schuhwerk, vielleicht lackierte Fussnägel und so weiter. Sexualität kann für Menschen, die einen Fetisch haben, nur im Zu-

sammenhang mit dem Objekt der Begierde – in diesem Fall Füße – erlebt werden. Fällt das weg oder ist das im Moment nicht zugänglich, wird es schwierig. Dann kommt die Lust erst gar nicht in Gang oder kann nur schwer gesteigert werden.

Ich gehe davon aus, dass Sie von Menschen sprechen, die Füße anziehend finden und gerne in ihre Sexualität einbauen. Das ergibt durchaus Sinn, denn unsere Füße sind eine hoherogene

Oft sind sie bedeckt und werden nicht so selbstverständlich gezeigt und berührt wie Arme oder Beine.

Zone. Wir wissen heute aus der traditionellen chinesischen Medizin (TCM), aber auch aus anderen Bereichen, dass die Reflexzonen auf unseren Füßen den ganzen Körper abbilden und mit verschiedenen Organsystemen verbunden sind. Es läuft dort vieles zusammen, und es kann wunderschön sein, die dabei entstehenden Effekte für unsere Sexualität zu nutzen und den Körperempfindungen, die sich zeigen, nachzuspüren. Füße sind auch etwas sehr Intimes. Oft sind sie bedeckt und werden nicht so selbstverständlich gezeigt und berührt wie Arme oder Beine. Dabei können wir sehr viel mit ihnen anstellen, und es macht Spass, sie in das gemeinsame Liebesspiel einzubeziehen. Vielleicht bekommen ja auch Sie Lust darauf, diesen Sommer Ihre Füße als erogene Zone zu entdecken und zu geniessen.

Dania Schifftan ist Sexologin, Autorin und Psychotherapeutin in Zürich.

Mailen Sie uns Ihre Fragen an dania@weltwoche.ch





THIEL

Grüne Politik

Erste*r Minister*in: Ich bin gegen Atomkraftwerke. Ich kann diese Atomkraftwerke nicht mehr ansehen. Ich rege mich auf über Atomkraftwerke.

Zweite*r Minister*in: Gut, dann verbieten wir die Atomkraftwerke. Haben wir sonst noch ein Problem?

Erste*r Minister*in: Die Energie wird knapp.

Zweite*r Minister*in: Dann verbieten wir einfach Häuser, die nicht dem Minergie-Standard entsprechen. Sonst noch was?

Erste*r Minister*in: Fledermäuse und andere Tiere, die in Dachböden und Mauerritzen alter Häuser wohnen, sind vom Aussterben bedroht, seit die Häuser nach dem Minergie-Standard saniert werden.

Zweite*r Minister*in: Dann verbieten wir den Minergie-Standard.

Ist das alles?

Erste*r Minister*in: Fledermäuse sind anscheinend Träger von Viren, die auf Menschen überspringen können.

Zweite*r Minister*in: Dann verbieten wir auch die Fledermäuse. Was gibt's noch?

Erste*r Minister*in: Angeblich können Viren auch aus dem Labor entweichen.

Zweite*r Minister*in: Viren sind ab sofort verboten – Labore auch. Ist das alles?

Erste*r Minister*in: Die Opposition verlangt Einsicht in unsere Entscheidungsfindungsprozesse.

Zweite*r Minister*in: Wir verbieten die Einsicht in unsere Entscheidungsfindungsprozesse und am besten auch gleich noch die Opposition.

War's das jetzt?

Erste*r Minister*in: Viele Bürger klagen über Freiheitseinschränkungen.

Zweite*r Minister*in: Es wird sofort eine Freiheitsstrafe verhängt auf die Behauptung, man sei nicht frei.

Andreas Thiel

HÄUSER/BENJAMIN BÖGLI

Reiz des Pool-Hauses

Bloss ein paar Schritte in die Ferien: das Séparée am Beckenrand und seine Annehmlichkeiten.

Reicht es nicht für ein Anwesen mit Seeanstoss, gibt es da immer noch das Pool-Haus. Eine fabelhafte Erfindung, verleiht ein solches Häuschen einem Garten doch das gewisse Etwas, eine Grandezza, es erweckt die Fantasie eines endlosen Sommers und des Müssiggangs. Das hier abgebildete Pool-Haus ist ein besonders schönes Exemplar. Es befindet sich an der amerikanischen Ostküste, auf Long Island, in den Hamptons, dort, wo die New Yorker Gesellschaft den Sommer verbringt. Es gehört zur Villa Lasata.

Hier weilte Jacqueline Bouvier, später als Jackie Kennedy weltberühmt, bis sie zwölf war, jeweils in den Sommermonaten mit ihrer Familie. Das Haus gehörte ihren Grosseltern väterlicherseits, Major John Vernou Bouvier Jr. und Maude Sergeant Bouvier. Sie kauften es 1925. Jackie mochte das Haus so sehr, dass sie bei der Beerdigung ihres Vaters darum bat, in der New Yorker St. Patrick's Cathedral Gänseblümchen und Kornblumen in weissen Weidenkörben aufzustellen, damit das Gotteshaus aussehe «wie Lasata im August».

Zum Grundstück, das sich bloss ein paar hundert Meter vom Atlantik entfernt be-

findet, gehörten ein Pferdestall, eine Sattelkammer, ein Springplatz, eine Pferdekoppel, ausgedehnte Gemüseärten, eine Weinlaube, Maude Bouviers «italienischer Garten», der mit Buchsbaum eingefasst und mit klassischen Statuen geschmückt war.

Rückzugsort im eigenen Garten

Der Reiz eines Pool-Hauses liegt wohlgerne nicht nur in seiner Anmutung, sondern auch in der Funktion. Jenes der Villa Lasata hat zum Beispiel gleich noch zwei Schlafzimmer. So kann man im Séparée am Beckenrand Freunde beherbergen, die über Nacht bleiben wollen. Das Häuschen sollte aber sicher über Umkleieräume und bequeme Sitzgelegenheiten verfügen. Zudem ist es die ideale Ergänzung zum Haupthaus, um die Bewirtung der Gäste zu vereinfachen. Manche sind deshalb mit Küchen und Bars ausgestattet, damit einem rauschenden Fest im Freien nichts im Weg steht. Es kann aber auch einfach als Rückzugsort im eigenen Garten betrachtet werden. Ganz nach dem Motto: Mit einem Pool-Haus auf dem Grundstück sind es immer bloss ein paar Schritte in die Ferien.



Enklave des Müssiggangs: Pool-Haus der Villa Lasata in den Hamptons.



fotolia.com © nicomax



fotolia.com © Noppasinw



AdobeStock © sborisov



VIP-Spezialreise – «Rom und der Vatikan» Neuer Blick auf die Ewige Stadt

Auch abseits ihrer Wahrzeichen hat die italienische Hauptstadt viel zu bieten. Während unserer 7-tägigen Städtereise entdecken wir berühmte Sehenswürdigkeiten und wagen neue Blickwinkel auf die «Ewige Stadt» und den Vatikan. Wir tauchen ein in Roms bewegte Geschichte und freuen uns auf eine einzigartige Begegnung mit der päpstlichen Schweizergarde.

Eine faszinierende Reise für Wiederholer und Neuentdecker: Uns erwarten abwechslungsreiche Tage im Herzen Italiens und dem Vatikan. Beim Stadtrundgang begeben wir uns auf Zeitreise in die Vergangenheit. Wir entdecken das Kolosseum und das Forum Romanum und lassen uns von der Atmosphäre des Palatins, dem Ort der Stadtgründung, verzaubern. Als Höhepunkt werden wir von der Schweizergarde persönlich empfangen. Wir besichtigen die sehenswerte Waffenkammer und tauschen uns beim Apéro im Kasernenhof mit den Gardisten aus.

Wir erleben die Faszination des Petersdoms mit seiner doppelschaligen Kuppel und die Sixtinische Kapelle mit Michelangelos einzigartiger Freskenmalerei «Das Jüngste Gericht». Weitere Kirchen offenbaren sich als wahre Meisterwerke der Baukunst, und hinter mancher Fassade verbirgt sich gar eine makabre Innenraumgestaltung. Im Museo Nazionale Romano erwartet uns eine bedeu-

tende archäologische Sammlung, und in der Villa Giulia widmen wir uns der Kunst und Kultur der Etrusker. Der Besuch der Katakomben der Heiligen Agnes sowie der Villa Torlonia, wo einst Mussolini residierte, sorgen für weitere unvergessliche Eindrücke.

Optional steht am vierten Tag ein Ausflug auf den Spuren des frühbarocken Malers Caravaggios, einem Revolutionär der Kunstgeschichte, und des Heiligen Ignatius auf dem Programm.

Detailliertes Reiseprogramm und Anmeldeformular unter www.weltwoche.ch/platin-club

Weltwoche-Spezialangebot

VIP-Spezialreise «Rom und Vatikan»

Reisetermin:

12. bis 18. November 2023

Leistungen:

- SWISS-Direktflug Zürich-Rom-Zürich
- Hoteltransfer
- 6 Übernachtungen mit Frühstück im 4-Sterne-Hotel «Della Conciliazione» im zentral gelegenen Stadtteil Prati (oder gleichwertig)
- 4 Abendessen im Restaurant
- Ausflug «Auf Zeitreise in der Ewigen Stadt und die Schweizergarde», inklusive Apéro
- Ausflug «Petersdom und Vatikanische Museen»
- Ausflug «Roms Kirchen und Museo Nazionale Romano»
- Ausflug «Katakomben, Villa Torlonia und Etrusker»
- Alle anfallenden Eintrittsgelder
- Qualifizierte, deutschsprachige Reiseleitung

Preis (p. Pers. im DZ):

Mit Weltwoche-Abo:	Fr 1980.–
Für Nichtabonnenten:	Fr. 2280.–
Einzelzimmerzuschlag:	Fr. 310.–
Ermässigung bei Eigenreise:	Fr. 250.–

Zusätzlich buchbar:

Ausflug «Auf Caravaggios Spuren und Heiliger Ignatius» CHF 65.–

Buchung:

Reservieren Sie Ihr Arrangement über Telefon 091 752 35 20 oder per E-Mail an info@mondial-tours.ch

Veranstalter:

Mondial Tours MT SA, 6600 Locarno

www.weltwoche.ch/platin-club



Geniesser: Unternehmer Kurt D. Weber, Bettina Stach und Flightpartner Bruno Waller.



Elisha Breitenmoser, Thomas Schneider, Samuel Münzenmaier, Beatrice Blattmann.



Gut gepflegt: Andreas Stocker, Carvoeiro Clube Group, Vivenda Miranda.



Brutto-Sieger: Patrick und Barbara Zahnd, Corinne Fischer, Gatte Adrian Warmbrodt.



Entspannte Runde: Golfklub-Direktor Daniel Speer, Weltwoche-Verleger Roger Köppel, Ski-Olympiasieger Bernhard Russi.

BEI DEN LEUTEN

Viel Freude in Andermatt

Auf dem 18-Loch-Platz in Andermatt, dem wunderbaren alpinen Golfresort, fand zum zweiten Mal das *Weltwoche*-Open statt.

André Häfliger

Am stimmungsvollen Turnier mit fünfzig bestens gelaunten Teilnehmern gab es Regen, Sonne und viel zu lachen. Der beste Witz machte die Runde. Ehemann bucht eine Kreuzfahrt und wird gefragt: «Getrennte Zimmer für Sie und Ihre Frau?» Antwort: «Nein, getrennte Schiffe!» Sonst war der Golfsport Thema Nummer eins. Köstliche Erinnerungen an Holes-in-One: Unternehmer **Kurt D. Weber** schaffte es auf dem Kyburg-Platz in Lindau: «Ein sehr teurer Schlag! 4800 Franken kostete mich die traditionelle Runde.» Boris-Becker-Intimus **Bruno Waller** hatte seinen Traumschlag an der griechischen Traumküste Costa Navarino: «Ich fand zuerst den Ball nicht. Er war im Loch.»

Der einheimische Olympiasieger **Bernhard Russi** (Subaru-Autonomie UR 5000) kam aus Schweden herangeholt. Im Mietwagen. Warum? Russi: «Ich habe meinen Autoschlüssel in Schweden vergessen.» Mehrheitlich in Portugal zu Hause ist Unternehmer **Andreas Stocker**. «Eine wunderschöne Gegend», schwärmt der Unternehmer von der Carvoeiro

Clube Group. In **Samih Sawiris Hotel «The Chedi»** schliesslich wurden bei einem feinen Dinner die Siegerinnen und Sieger geehrt. Brutto-Sieger: **Barbara und Patrick Zahnd, Corinne und Adrian Warmbrodt**. Nettogewinner: **Erich Breitenmoser, Eric Senn, Peter Weidinger und Inge Schütz**. Die ausgezeichnete Küchencrew servierte Burrata, Rindsfilet mit Ofenkartoffeln und Grillgemüse sowie Käse, Schoggimousse und Himbeersorbet. *Weltwoche*-Verleger **Roger Köppel** kam direkt aus Berlin, wo er am Vorabend zusammen mit **Kai Diekmann**, ehemaligem Chefredaktor der *Bild*-Zeitung, am *Weltwoche*-Zirkel «Gipfel des Erfolgs» teilnahm. Ex-Bundeskanzler **Gerhard Schröder**, den enge Freunde wegen seiner fünf Ehen Herr der Ringe nennen, musste kurzfristig absagen.

Der vierfache Familienvater Köppel, der noch bis Ende Jahr SVP-Nationalrat, ist und **Florian Schwab**, Leiter Unternehmensentwicklung, sind sich einig: «Das *Weltwoche*-Open war wieder ein fantastischer Tag, wir freuen uns sehr. Alle hatten Spass – was wollen wir mehr?»



In Form: Ex-Banker Roman Strässle, Maya und Bruno Bosshard, Treuhänder.



Dinner im «Chedi»: Kommunikationsunternehmer Peter Marti mit Aube Velan, CEO The Age Tech.



Investment-Banker Ernst Ludes, Anwältin Nadine Mynarik, Bauingenieur Manfred Kanduth.



In Stimmung: Barbara Rizzi mit Partner Nick Rogivue, Erica und Markus Dutly.



Starkes Trio: Die Schriftsteller Elano Bodd und Michael Bahnerth, Theologe Tobi Schait.



Mittendrin: Golferin Claudia Röthlin und Kolumnist Kurt W. Zimmermann präsentieren das Golf-Spezial der Weltwoche.



Schnell: Autounternehmer Thomas Eichelberger mit einem Maserati Granturismo Trofeo.

In jeder Hinsicht auf der Höhe

Restaurant Albula Hospiz, Via d'Alvra 30,
7522 La Punt Chamues-ch

Berggasthäuser sind oft an eher unwirtlichen Orten zu finden. Das ist im Hochtal des Albulapasses nicht anders. Kurz nach Preda wandelt sich die Umwelt drastisch. Unterhalb der Strasse liegt der malerische grüne See «Lai da Palpuogna» in einem Arven-Lärchenwald – ein Idyll. Dann aber wird es rau: Ganze Berghänge scheinen nur aus Schutthalden zu bestehen, der Albulasee und ein paar Viehherden im unteren Teil des Tals prägen das langgezogene Hochtal. Ein kaum merklicher Anstieg markiert den Übergang vom Albulatal auf der Alpennordseite zum Engadin – das sein Wasser bekanntlich in die Donau und ins Schwarze Meer schickt. Und da steht das schmucke, aber wetterbeständige Restaurant «Albula Hospiz».



Vor dem altherwürdigen Haus aus dem Jahr 1871 mit gemütlicher Stube und einer grossen – mit Scheiben gegen den Wind geschützten – Terrasse stehen Velos und vor allem viele Motorräder herum. Für die Töfffahrer ist das karge Hochtal ein Eldorado. Wir parkieren den Wagen auf einem freien Parkplatz, und bevor wir noch die Türe öffnen, dringt schon von der Küche ein hinreissender Kuchengeschmack in unsere Nasen: Ja, hier sind wir richtig! Wir entscheiden uns für ein Brett mit Salsiz, Speck, Rohschinken und Bresaola aus dem

Veltlin. Alles von bester Qualität und geschmückt mit Cornichons und hervorragenden eingelegten Zwiebeln. Hinreissend sehen auch die Schweins- und die Kalbsbratwürste aus. Da uns aber der Motor des Autos und nicht die Muskelkraft auf die Höhe von 2315 Meter über Meer brachte, versuchen wir, den Versuchungen zu widerstehen.

Mit einer Ausnahme: Den so herrlich duftenden Kuchen lassen wir uns nicht entgehen. Da es aber ein vitrinenfüllendes Angebot gibt, können wir uns kaum entscheiden. Schliesslich setzen wir auf einen Aprikosenkuchen – und wir bereuen es nicht: Das Hospiz ist auch in kulinarischer Hinsicht auf der Höhe! Man kann im «Albula Hospiz», das natürlich nur im Sommerhalbjahr offen ist, wenn auch der Pass befahrbar ist, auch übernachten. Unweit davon findet sich eine Art Freilichtmuseum, wo mit erläuternden Tafeln gezeigt wird, wie sich die Schweiz im Krieg hier hätte verteidigen können.

WEIN/PETER RÜEDI

Zurück zu den Anfängen

Aurelio Montes: Muse. Cabernet Sauvignon
D.O. Valle del Maipo Chile 2019. 14,5%.
Granchâteaux (Lutry), Fr. 90.–
www.granchateaux.ch
(2020er ist ab kommenden Herbst erhältlich)

Eine Krise ist der Moment der Entscheidung. Untergang oder neues Leben. Mit Nietzsches etwas in die Jahre gekommenem Zitat gesagt: «Was mich nicht umbringt, macht mich stärker.» 1988 wurde Aurelio Montes, nachdem er im Maipo-Tal südlich von Santiago zwölf Jahre für die chilenische «Viña Undurraga» als Önologe gearbeitet hatte, gefeuert. Er hatte eine Familie mit fünf Kindern zu ernähren und wählte das Risiko. Mit vier Freunden gründete er im Curicó-Tal, später in Colchagua das Weingut «Discovery». Es sollte bald seinen Namen tragen und sich zu einem Betrieb mit Reben auf 800 Hektar in vielen Gebieten Chiles (und sogar in Argentinien) auswachsen. Heute steht der Grandseigneur vor seiner 53. Ernte, er gehört längst zu den Stars des chilenischen Qualitätsweinbaus. Der ist für den önologischen



Hochadel in den ersten Châteaux von Bordeaux nicht mehr allein aus Preisgründen eine ernsthafte Konkurrenz. Montes' Kreationen befinden sich mit denen auf Augenhöhe. Dass er seine jüngste auf dem Vertriebsweg «La Place de Bordeaux» präsentiert, ist so gesehen nur folgerichtig.

Sein jüngster Wein ist gewissermassen ein autobiografisches Projekt, nicht ohne einen Anflug von Nostalgie. Nach fast einem halben Jahrhundert kehrt er zu seinen Anfängen zurück, nach Maipo: allerdings, wie er sagt, mit einer Perspektive, «zu der man erst nach lebenslanger Erfahrung gelangt». Mit dem Jahrgang 2019 hatte dieser magistrale Cabernet Sauvignon aus einem Weinberg von vierzehn Hektar unlängst Premiere, in einer Auflage von gerade mal 6000 Flaschen. Die

Böden in Maipo sind karg, erklärt Montes, Schwemmlandöden, anders als das Terroir seiner Basis in Colchagua, wo sie fetter sind und das Klima extremer. Das macht die Handschrift dieses Weins aus. Nebst Reduktion des Ertrags, umsichtiger Handarbeit im Rebberg und Finesse in der Kellerarbeit: zurückhaltende Extraktion, achtzehn Monate Reifung in neuen Barriques (ohne dass uns der Holzhammer trifft); kunstvoll im Gleichgewicht zwischen Tiefe, sehr präsenten, aber sanften Tanninen, stützender Säure. Vielschichtige Aromatik, rot- und dunkelfruchtig (Waldbeeren, reife Kirschen, Pflaumen, Cassis); würzig am Gaumen, auch eine Anwehung von Tabak. Im Abgang eine Einladung zu langen Nachgedanken. Mit seiner Eleganz ist er die Widerlegung aller Vorurteile, die womöglich da und dort über Wein aus Chile noch umlaufen mögen.

Aurelio Montes widmet diese Kreation den Frauen in seinem Leben und nennt ihn «Muse». Das ehrt sie und ihn. Seine Vorliebe für Etikettenpoesie («Purple Angel», «Folly» etc.) müssen wir deshalb nicht teilen.

Zug, Flug, Auto?

Nach reiflicher Überlegung nahm ich schliesslich die Bahn nach Salzburg. Es gäbe Verbesserungspotenzial.



Kürzlich hatte ich in Salzburg zu tun, wo der Spitzenkoch Stefan Heilemann vom «Widder» in Zürich während des Monats Juli einen Gastauftritt im «Ikarus» im «Hangar-7» hat. Über die Abenteuer des Küchenchefs aus der Schweiz habe ich im Gault-Millau-Channel berichtet, hier geht es um die Abenteuer des Reisens zwischen guterschlossenen europäischen Städten.

Mein erster Gedanke war natürlich, das Reiseziel in der App einzugeben und an mein Auto zu schicken. Dann hätte ich nur noch in die Garage gehen müssen und hätte mich in meinen wohlriechenden, unglaublich komfortablen BMW X5 M50i gesetzt. Der Vorteil einer längeren Autofahrt liegt in der kreativen Ruhe, ausserdem fährt man von Tür zu Tür – Umsteigen, Taxis und andere Mühsal gibt es nicht. Der Nachteil ist die Streckenführung, die auf dem kürzesten, schnellsten Weg über München führt und deshalb unberechenbar ist. Mit rund 200 Franken Kosten für Benzin- und Strassenzoll wäre es aber die günstigste Variante.

Zweimal vierzig Minuten

Fliegen wäre eine weitere Möglichkeit gewesen – das «Ikarus» liegt direkt beim Flughafen von Salzburg –, aber die Ticketpreise stellten sich als unangenehm hoch heraus, und da die Swiss und der Flughafen Zürich gerade dabei sind, ihre Dienstleistung konsequent zu verschlechtern, schien mir das nur die drittbeste Idee. Zudem hätte ich in München umsteigen und für eine kurze Strecke viel Zeit aufwenden müssen.

Warum also nicht die Bahn benutzen? Es gibt eine direkte Verbindung, die fünf Stunden und 23 Minuten Fahrzeit sind nur wenig länger als mit dem Auto oder Flieger und lassen sich zum Arbeiten nutzen. Preislich lag die Zugfahrt erster Klasse rund hundert Franken unter dem Economy-Flugticket. Zugegebenermassen habe ich kaum Erfahrung mit dem Buchen internationaler Bahnverbindungen. Auf Sbb.ch scheiterte ich spätestens bei der Platzreservation, weshalb ich nach vierzig Minuten vergeblicher Versuche bei der Hotline anrief. Ein freundlicher Mann wusste auch nicht, woran es liegen könnte, übernahm aber die Buchung. Obwohl ich über ein SBB-Konto verfüge, war es nicht möglich, die Tickets irgendwie elektronisch auszustellen – zum Beispiel in der SBB-App oder via E-Mail. Stattdessen erhielt ich eine Dossiernummer und musste damit vierzig Minuten an einem Schalter im Zürcher Hauptbahnhof anstehen, um dann die Billette vor Ort zu bezahlen und in Papierform entgegennehmen zu können. So richtig gerüstet als ökologisches Verkehrsmittel der Zukunft scheint die Bahn noch nicht zu sein.

Über die Zugfahrt lässt sich hingegen nur Gutes berichten. Im RJX 165 der Österreichischen Bundesbahnen Richtung Budapest Keleti gibt es gratis WLAN, mein Einzelsitz am Fenster verfügte über Tisch und Steckdose, selbst der Speisewagen lag nur eine Schiebetür entfernt. Aber das Essen sparte ich mir für den Abend auf, dafür braucht es die Bahn nun wirklich nicht. Und das nächste Mal nehme ich vielleicht doch wieder das Auto.



OBJEKT DER WOCHE

Smart durch die Stadt

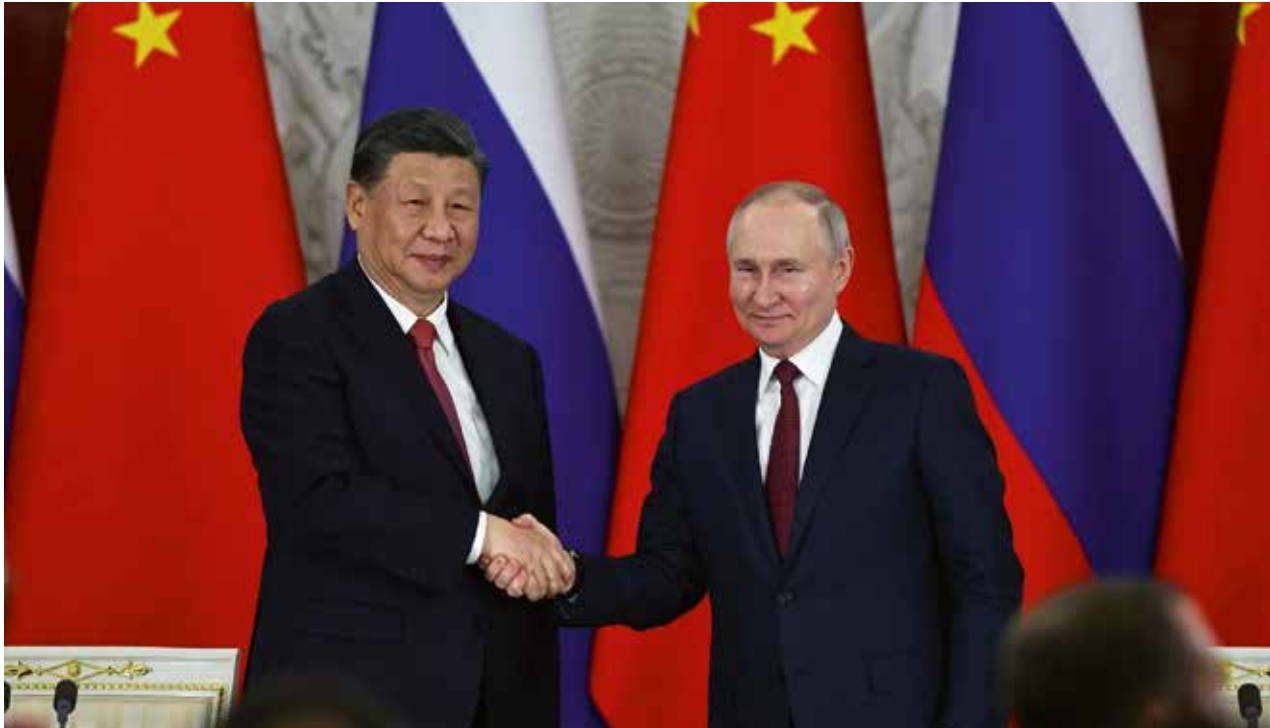
E-Bike Ebii
Für 1999 Euro erhältlich

Es gibt natürlich auch schon Elektrovers, die noch ein bisschen leichter sind als das Ebii, und solche, die man sogar falten kann. Was aber neu ist an diesem Bike: Es verfügt über eingebaute künstliche Intelligenz (KI). Wie sich die KI in den Rahmen eines Fahrrads einnisten konnte, liegt nicht unbedingt auf der Hand. Denn das Ebii ist ein Produkt des taiwanesischen Discount-Computer-Herstellers Acer. Dieser übernahm 2015 die Firma Xplova, die sich auf Fahrrad-GPS spezialisiert hatte. Daraus entstand schliesslich das Smartbike Ebii.

Der Computer des Sechzehn-Kilogramm schweren E-Bikes erkennt den individuellen Fahrstil und passt die Leistung den Bedingungen an. Er merkt also, wenn Sie beim Fahren mehr Saft brauchen, respektive verringert die Unterstützung, wenn es angesagt ist. Das Velo spart auf intelligente Weise Energie, um sicherzustellen, dass die Batterie nicht frühzeitig den Geist aufgibt. Zudem amtiert der mit der ebiiGo-Handy-App vernetzte Computer als Kollisionswarner, schaltet automatisch das Licht ein, wenn man es braucht, und verriegelt den Stadtflitzer, wenn Sie sich von ihm entfernen. Die Reichweite einer Akkuladung beträgt bis zu 110 Kilometer, in 2,5 Stunden ist die Batterie wieder vollständig aufgeladen – und kann auch als Ladestation für andere Geräte wie den Laptop oder das Smartphone gebraucht werden. Informationen: acer.com (unter eMobility).

Benjamin Bögli

Reicht euch die Hand



Der Händedruck ist zurück.

Das Interessante an Ritualen ist, dass sie sich durch jahrhundertlange Wiederholung in das menschliche Verhalten einschreiben und fortan als Norm gelten. Jede Abweichung bedeutet einen Regelverstoss, der zu tiefen Zerwürfnissen führen kann. Wir erinnern uns an den Schüler im Kanton Baselland, der sich aus religiösen Motiven weigerte, seiner weiblichen Lehrperson die Hand zu reichen. Oder an Epi-

soden, in denen Politikerinnen auf Staatsbesuchen der Handschlag verweigert wurde. Mit dem Jahr 2020 dachten manche, die Pandemie würde eine Zäsur der hierzulande üblichen Begrüssungszeremonien bedeuten. Dem subjektiven Empfinden nach wichen die drei Küsschen tatsächlich der Umarmung, der Händedruck aber ist zurück. Die Höflichkeit als demonstratives, nichtaggressives Verhalten

soll in der Zeit der Renaissance erfunden worden sein, teils mit rigiden Vorstellungen, wie Anstandsbücher dann im 17. Jahrhundert zeigten. Der Handschlag aber soll seit dem antiken Griechenland als Zeichen gelten, dass man unbewaffnet ist.

David Schärer ist Mitgründer der Agentur Rod Kommunikation.

PEANUTS
by
Schulz



Christa Rigozzi

Gemeinsam mit der italienischen Marke Bulgari leuchtet die Moderatorin, Unternehmerin und ehemalige Miss Schweiz in die Zukunft der Luxusgüterindustrie.

Für ihr sonniges und freundliches Naturell ist die Tessinerin auch in der Deutschschweiz bekannt und beliebt. Über fünfzehn Jahre nach ihrem Amtsende als Miss Schweiz hat Christa Rigozzi nichts von ihrer Strahlkraft eingebüsst – die auf der Terrasse des Zürcher «Baur au Lac» umso heller zutage tritt. An Rigozzis Hals glänzt in der Sonne eine Halskette aus der «Serpenti Viper»-Serie von Bulgari, am Handgelenk eine Uhr des gleichen Herstellers.

So prächtig wie der Schmuck ist auch ihre Laune: Soeben hat Christa Rigozzi die Preisverleihung von «Swiss Genius» moderiert. Zum zweiten Mal war dieser Wettbewerb von Bulgari gemeinsam mit dem Swiss Center for Luxury Research sowie der *Luxury Tribune* ausgeschrieben. Fortgeschrittene Master-Studentinnen und -Studenten von Schweizer Universitäten und Hochschulen entwickeln dabei Konzepte für eine ökologische und verantwortungsvolle Luxusgüterindustrie. Die von einer Fachjury bestimmte Gewinnergruppe «Ouroboros» stammt, wie bereits bei der Durchführung im vergangenen Jahr, von der Università della Svizzera italiana. «Ich bin sehr stolz, dass wieder *il Ticino* zum Zug gekommen ist!», sagt Rigozzi, «für die junge und vergleichsweise kleine Universität ist das ein sehr schöner Erfolg.»

«Nur eine Erde»

Das diesjährige Siegerprojekt wendet Konzepte der regenerativen Kreislaufwirtschaft auf die Parfüm- und Duftstoffindustrie an. Zum Beispiel geht es der Frage nach, wie Bulgari seinen Parfümflaschen einen längeren Lebenszyklus beschenken und wie die Kundinnen und Kunden dabei einbezogen werden könnten.

«Wir müssen der jungen Generation zuhören in Sachen Nachhaltigkeit.» Ökologisch und sozial verantwortliches Wirtschaften, so die Tessinerin, sei heute für jede Marke ein Muss. «Wir haben nur eine Erde zur Verfügung, und auch die Luxusgüterindustrie muss bei den Materialien und Prozessen einen Beitrag leisten.»

Der Charme von «Swiss Genius» bestehe auch darin, sagt Christa Rigozzi, dass es keine



«Engagement in der Kunst und für die Nachhaltigkeit»: Christa Rigozzi.

Einbahnstrasse sei: Das Unternehmen profitiere von der jugendlichen Kreativität und lerne seine zukünftigen Zielgruppen kennen. Gleichzeitig erhielten die beteiligten Studentinnen und Studenten wertvolle Impulse für ihre Karriere, indem sie mit einer globalen Marke in Kontakt kommen. Denn als Preis winkt ein Praktikum bei Bulgari als einem Leuchtturm der Branche. Entweder in der Nachhaltigkeitsdivision bei der Zentrale in Rom oder bei der Uhreinheit, die ihren Sitz in Neuchâtel hat.

Die kraftvollen, vielfach von Rom und seiner Antike inspirierten Bulgari-Kreationen «faszinieren mich schon seit langer Zeit», so Rigozzi. Seit sechs Jahren ist sie auf der ganzen Welt als Markenbotschafterin unterwegs. Eine Tätigkeit, die ihr grosse Freude bereitet, «denn Bulgari ist nicht einfach ein beliebiger Luxusbrand, sondern mit seinem Engagement in der Kunst und für die Nachhaltigkeit ein Unternehmen, das mir persönlich sehr entspricht».

Florian Schwab

Irina Beller, Society Lady

Sie fürchtet sich vor Routine, glaubt, dass man Geben lernen kann und Nehmen können muss; sie träumt von ewiger Liebe und kann sich am besten mit der Prinzessin auf der Erbse identifizieren.

Weltwoche: Wer ist ein Mensch, der zu wenig Anerkennung bekommt?

Irina Beller: Jeder von uns. Genug ist nie genug, wenn es um Anerkennung geht.

Weltwoche: Wen haben Sie schon einmal um ein Autogramm gebeten?

Beller: Was ist das für eine Frage! Ich bin doch diejenige, die Autogramme verteilt.

Weltwoche: Welche Ihrer wahrhaftigsten Überzeugungen würden nur die wenigsten Menschen mit Ihnen teilen?

Beller: Geben kann man lernen, Nehmen muss man können.

Weltwoche: Wie viel verdienen Sie?

Beller: Ausreichend. Vom Ertrag meines Geldes lebe ich gut und komfortabel.

Weltwoche: Welche Eigenschaften schätzen Sie bei einem Mann am meisten?

Beller: Grosszügigkeit. Ein Mann, der nicht spendabel ist, der wird es auch bei der Liebe und der Wärme nicht sein.

Weltwoche: Wovor fürchten Sie sich?

Beller: Vor der Routine.

Weltwoche: Wann und warum haben Sie letztmals geweint?

Beller: Beim Auftritt von Dieter Nuhr letzten Monat – das waren aber Lachtränen.

Weltwoche: Wer sollte unbedingt in den Bundesrat gewählt werden?

Beller: Beat Jans ist mein Favorit im Moment.

Weltwoche: Glauben Sie an Gott?

Beller: Ein russisches Sprichwort sagt: «Hilf dir selbst, so hilft dir Gott.» Ich glaube an mich, und das ist gut so.

Weltwoche: Welche Partei wählen Sie?

Beller: Als SVP-Mitglied wähle ich natürlich SVP.

Weltwoche: Mit wem hatten Sie das erste Mal Sex?

Beller: Sein Name war Nil.

Weltwoche: Welches Lied können Sie immer wieder hören?



«Ein Seitensprung kostet»: Autorin Beller.

Beller: Mein Lied natürlich, «Hello Mr. Rich!».

Weltwoche: Wovon träumen Sie am meisten?

Beller: Von ewiger Liebe.

Weltwoche: Was stört Sie an Ihrer Erscheinung?

Beller: Ich bin zufrieden.

Weltwoche: Mit welchem bekannten Mann möchten Sie einen schönen Sommerabend verbringen?

Beller: Immer wieder mit Thomas Dürr.

Weltwoche: Nehmen Sie Drogen?

Beller: Nein, habe ich noch nie genommen.

Weltwoche: Mit welcher fiktiven Figur können Sie sich am meisten identifizieren?

Beller: Mit der Prinzessin auf der Erbse.

Weltwoche: Was ist der beste Ratsschlag, den Sie je bekommen haben?

Beller: Ich bin diejenige, die die besten Ratsschläge weitergibt. Zum Beispiel in meinem Ratgeber «Hello Mr. Rich!». Ratsschläge muss man weitergeben, selber nützen sie einem nichts.

Weltwoche: Würden Sie einen Seitensprung verzeihen?

Beller: Ich werde eine gute Beziehung bloss wegen flüchtiger Untreue nicht beenden. Meine Toleranz hat aber ihren Preis. Ein Seitensprung kostet, ich erwarte eine Wiedergutmachung für den Fehltritt.

Weltwoche: Warum sind Sie noch nicht Veganerin?

Beller: Weil ich zur Rasse der Genussmenschen gehöre.

Weltwoche: Was passiert, wenn wir sterben?

Beller: Man wird begraben.

Weltwoche: Sie dürfen ein neues Gesetz machen. Was gilt ab sofort?

Beller: Die Autobahn-Tempolimits auf 160 km/h erhöhen.

Weltwoche: Welches Talent hätten Sie gern?

Beller: Mit meinen Talenten komme ich ganz gut durchs Leben.

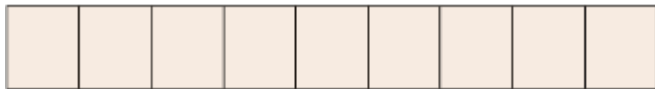
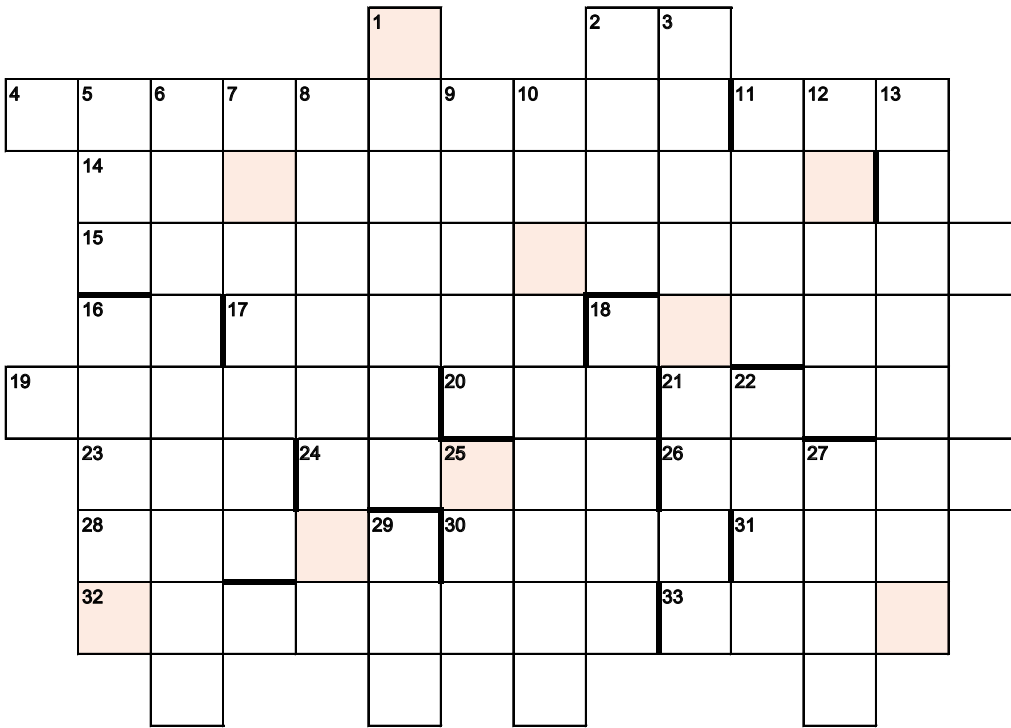
Weltwoche: Wer hat Sie am meisten geprägt?

Beller: Nicht wer, sondern was. Das Leben selbst.

Weltwoche: Wann sind Sie am glücklichsten?

Beller: Wenn ich ein schnelles Auto fahre, eine tolle Reise mache, in guten Restaurants speise, ein edles Schmuckstück bekomme und natürlich auch, wenn ich den Menschen, die ich liebe, schöne Geschenke mache.

Irina Beller: Hello Mr. Rich! – So heirate ich meinen Millionär. You! Life Productions. 176 S., Fr. 43.90



Lösungswort — Scharade mit Zeitwörtern?

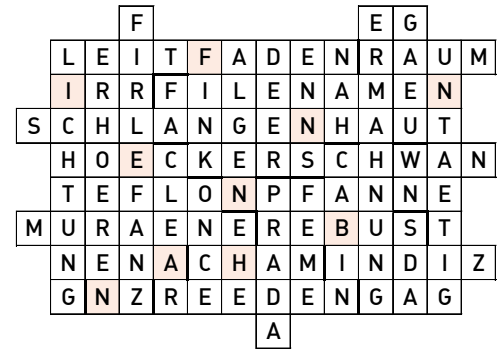
Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — 2 findet man dies auf japanischen Flugzeugen? – ...! 4 wann Deutsche die Zähne putzen 11 Fleck, der zum Zeichnen auffordert 14 sind oft sportlicher als die beliebten Helden auf dem Spielfeld 15 beschönigende Bezeichnung für Guillotine? 16 sind Läden und Restaurants ab und ... 17 liegt auf 3650 m ü. M. und war für mehrere Jahre der Aufenthaltsort eines bekannten österreichischen Bergsteigers 18 liegt mit Heim in der Schweiz, ohne in Frankreich 19 zu zwei Dritteln ein Papierprodukt, aber sehr stark 20 steht im Lebenslauf manch überbezahlter Führungskraft 21 so taugt nicht nur Hildebrand, sondern auch Tresterbrand als Vornahme 23 schwebender Teil von Kaufoptionen 24 vorwärts ein fremder Staat, rückwärts mehrere 26 Rettungsboot im Grossformat 28 würden diese Bezeichnung wohl eher akzeptieren als «Schnösel» 30 wer sich ein solches hinter die Binde giesst, wiegt danach etwa ein halbes Kilogramm mehr 31 liegt mitten in Athen 32 nicht-belgischer Brüsseler Politiker 33 Fisch-Vorsatz an der Aare

Senkrecht — 1 werden sowohl Sitzungen als auch Ghetto-Hauswände manchmal 2 ⁴/₅-Hose 3 lässt sich aus dem Rattan bilden 5 etwas weniger als 8 6 ein Steuer-Profi 7 weinerliches Sediment? 8 teuflischer Schuhwerkhersteller 9 nicht 8, aber direkt über 7 zu suchen 10 Vettel in schnellem Auto 11 in verarbeiteter Form Bestandteil ... 12... solcher Ritter 13 Blumenfreunden als fleissig bekannt 16 mehr als nur Krempel, hat etwas zu sagen 18 ein einzelner 28 waagrecht im Ursprungsland 22 liegt in der Schweiz – aber auch das arabische ح ist eine 25 kurze 30 Frühlingstage 27 Bestandteil von Schurwolle 29 über England zu finden

© Daniela Feurer – Rätselactory

Lösung zum Denkanstoss Nr. 825



Waagrecht — 2 EG 4 LEITFADEN 11 (T-)RAUMhäusern 13 IRRealen/IRRigatoren 14 FILENAMEN (Anagramm) 15 SCHLANGENHAUT 16 HOECKERSCHWAN 20 TEFLONPFANNE 24 MURAENE 26 REBUS (RE-Bus) 28 NENA («99 Luftballons») 29 LeCHAM Arlberg 30 INDIZ 31 GrenZnähe (Neuseeland) 32 RE(E)DEN 33 GAG

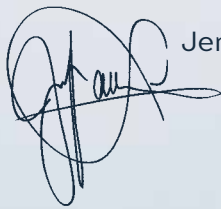
Senkrecht — 1 FIRLEFANZ 2 ERMAHNUNG (ERM-Ahnung) 3 das ALLGAEU 4 LICHTUNG 5 überHOEREN 6 FINK («Alle Vögel sind schon da») 7 (G)ALGENbäumen 8 DEER (engl. f. Hirsch) 9 TrENNScheiben 10 MassNAHmen 12 UNTAETIG 14 FA 17 CLEAR (engl. f. klar) 18 CABIN (ca. bin) 19 ein tragischer CloWN 21 ONCE (span. f. elf, engl. f. einmal) 22 der Teufel trägt PRA-DA 23 der Stra-FEME-ist 25 EHE 27 SDA (Schweizerische Depeschagentur)

Lösungswort — **FINNENBAHN**



EMS – Innovativ, weltweit erfolgreich in den Geschäftsbereichen Hochleistungspolymere Spezialchemikalien

Elegance is an attitude



Jennifer Lawrence

LONGINES



LONGINES DOLCEVITA